

Tony Judt, Jobst Wagner, Winterthurer IS-Zelle, Claude Cueni, Waterloo

Nummer 25 – 18. Juni 2015 – 83. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCH



Falsche Flüchtlinge

Wie Bundesbern eritreische Asylanten produziert.

Von Hubert Mooser, Alex Reichmuth, Nicholas Farrell und Roger Köppel

König im Schuldensumpf

St. Galler FDP-Politiker Paul Schlegel wackelt. *Von Philipp Gut*

Waffen der Ehefrau

Männer bitte weiterblättern. *Von Kathy Lette*





ROTUNDE
-28% ab ~~3'600.-~~ 2'599.-



LAMPE
-23% ab ~~90.-~~ 69.-



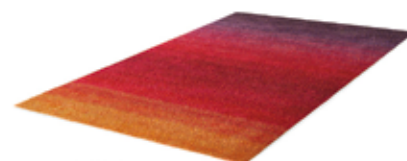
LUCAN
-30% ab ~~999.-~~ 699.-



STUHL
-47% ab ~~129.-~~ 69.-



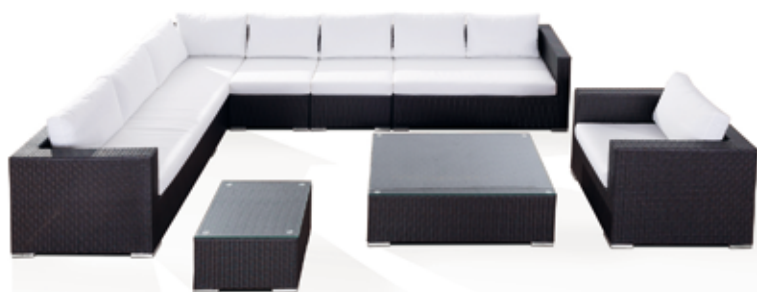
LAVAL
-29% ab ~~1'400.-~~ 999.-



TEPPICH
-28% ab ~~179.-~~ 129.-

GUT, GÜNSTIG UND SCHNELL GELIEFERT!

weitere 2783 Designer Möbel für Haus und Garten auf www.beliani.ch



XXL
-22% ab ~~1'799.-~~ 1'399.-



BERMUDA
-35% ab ~~2'299.-~~ 1'499.-



GARTENLIEGE
-20% ab ~~199.-~~ 159.-



ITALY SET
-25% ab ~~1'590.-~~ 1'199.-

Bestell dir dein GRATIS Gel Kissen auf www.beliani.ch

mit Code WW002 bis 15.07.2015

Alle Preise verstehen sich inkl. MwSt und exkl. Versandkosten in CHF. Durchgestrichene Preise basieren auf einem Konkurrenzvergleich. Mindestbestellwert von 100 CHF. Solange Vorrat reicht.



100 Tage volles Rückgaberecht



Heimlieferung & Montage



Kauf auf Rechnung



Express Versand



Bis zu fünf Jahren Garantie

Intern

Bettwil, Giffers, Amden – wo immer neue Asylzentren eröffnet werden sollen, laufen Anwohner dagegen Sturm. Geschichte dies aus fremdenfeindlichen Gründen, wie breite politische Kreise weismachen wollen? Wir meinen, diese



Angeblieh Verfolgte, die keine sind.

Deutung ist zu einfach. Die Skepsis der Bevölkerung gilt massgeblich der Asylpolitik. Die Leute spüren, dass viele angeblich Verfolgte in Wahrheit keine sind. Gleichzeitig vernehmen sie die Beschwörungen aus Bundesbern, laut denen es als Erfolg zu erachten sei, dass ein immer höherer Anteil der Asylbewerber dauerhaft in der Schweiz bleiben kann. Folglich sinkt die Bereitschaft, grosszügig zu sein und die angeblichen Flüchtlinge zu unterstützen. Wer den Gründen des hohen Zustroms an Asylsuchenden nachgeht, erkennt rasch, dass diese zu wesentlichen Teilen hausgemacht sind. Das lässt sich etwa am Beispiel Eritrea nachzeichnen, von wo seit längerer Zeit weitaus am meisten Asyl-Migranten in die Schweiz kommen. **Seite 16–25**

Seit Monaten sucht unser Reporter nach Spuren von Anhängern des Islamischen Staats (IS) in der Schweiz. Fündig ist er unter anderem in Winterthur, Dietikon und in der Region Basel geworden. Unter dem Deckmantel muslimischer Missionierung und humanitärer Hilfe gehen radikale Islamisten vordergründig legalen Aktivitäten wie dem Verschenken des Korans auf öffentlichen Plätzen nach. In Wirklichkeit versuchen sie, orientierungs- und oft arbeitslose junge Männer zu radikalieren und davon zu überzeugen, die «Auswanderung» nach Syrien zu wagen und in den Dschihad zu ziehen. Beson-

ders gefährdet scheinen bildungsferne junge Männer, Konvertiten und Menschen mit Wurzeln auf dem Balkan, in der Türkei und in arabischen Staaten. Die Behörden beschwichtigen, gucken weg oder erteilen – wie im Kanton Zürich – extremistischen Organisationen sogar einen Persilschein. Dabei wird unter ihren Augen für den IS rekrutiert und Geld gesammelt. **Seite 34**

Le Mans ist Kult: Neben Monte Carlo und Indianapolis zählen die 24 Stunden zu den grössten und wichtigsten Autorennen der Welt. Sie ziehen eine Viertelmillion Zuschauer an. Dieses Jahr standen mit Vorjahressieger Marcel Fässler und mit Neel Jani und Sébastien Buemi gleich drei Schweizer am Start. Reporter Philipp Gut fuhr mit dem Auto in den französischen Nordwesten – und er erfuhr die Motorsportbegeisterung der Franzosen. Fremde Leute am Strassenrand winkten ihm zu. Ein Junge hielt die Hand ans Ohr: «Zeig mal, wie dein Motor



Lärm-Sinfonie der Rennwagen: Le Mans.

klingt», bedeutete die Geste. Im Vergleich zur gewaltigen Lärmsinfonie der Rennwagen war es ein laues Lüftchen. **Seite 48**

Ein Stossseufzer drang vor 200 Jahren durch Europa – Waterloo! Endlich war er am Ende, Napoleon: Genie, Tyrann und Dämon, der 23 Jahre Kriege über den Kontinent gejagt hatte. Einer allerdings mochte nicht einstimmen in den Triumphgesang. «Eine Katastrophe» sei Waterloo gewesen, klagte der englische Dichter-Dandy Lord Byron auf dem Schlachtfeld. Urs Gehrig analysiert sein Post-Waterloo-Wehen und zeigt, wie Byron die Murten-Schlacht als «edlen Krieg» besang und vor der Alpensilhouette zu einem dichterischen Höhenflug abhob. **Seite 56**

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 298.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig, Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Alex Reichmuth, Markus Schär, Florian Schwab, Mark van Huisseling

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Tom Kummer, Christoph Landolt, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgele, Franziska K. Müller, Daniele Muscionico, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Nathan Beck (*Leitung*), Simon Keller, Fabian Gimmi (*Assistent*)

Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Nadia Ghidoli, Rita Kempfer, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Fabian Keller, Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Aextra

Tarife und Buchungen: info@aextra.ch

Druck: Ziegler Druck, Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Shortcut: Mit dem iPhone Weltwoche-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



**Der neue Audi Q7.
Wahre Grösse
kennt keine Grenzen.**



**Der neue Audi Q7 bietet Platz für bis zu sieben Personen.
Profitieren Sie jetzt von 10 Jahren kostenlosem Service.**

Audi Swiss Service Package+: Service 10 Jahre oder 100000 km. Es gilt jeweils das zuerst Erreichte.

«Flüchtlinge»

Nicht die Kriege der Welt sind schuld. Das Schweizer Asyldebakel ist hausgemacht.

Von Roger Köppel

Die Schweiz steuert in diesem Jahr auf einen Rekord von 30 000 Asylgesuchen zu. Allein im letzten Monat stieg die Zahl der Bewerbungen um 60 Prozent gegenüber dem Vormonat. Noch nie gab es mehr «vorläufig Aufgenommene». Die Bleibequote kletterte zuletzt auf sagenhafte 70 Prozent aller eingereichten Gesuche.

Rekordwerte erreicht auch die legale Nettozuwanderung. Dank der Personenfreizügigkeit kamen im ersten Quartal 23 000 Europäer in die Schweiz. Hochgerechnet aufs ganze Jahr, ergibt sich ein Bevölkerungszuwachs von knapp 100 000, Asylanten nicht eingerechnet. Es stimmt nicht, was die Behörden voraussagten. Sie behaupteten, die nachlassende Konjunktur werde die Einwanderung drosseln. Das Gegenteil trifft zu.

Kürzlich zeigte das deutsche Fernsehen einen Film über die griechische Insel Chios. Das Ferienparadies liegt nur wenige Kilometer von der türkischen Grenze entfernt. Letztes Jahr kamen 26 000 sogenannte Flüchtlinge mit Schlauchbooten auf dieser Insel an. Die ersten Messungen dieses Jahres lassen auf einen massiv steigenden Zustrom schliessen. Die Migranten reisen ausnahmslos aus dem sicheren Drittstaat Türkei an, wo keiner von ihnen an Leib und Leben bedroht ist. Wer aus einem sicheren Drittstaat nach Europa kommt, hat definitionsgemäss keinen Anspruch auf Asyl.

Eigentlich. Aber auch die EU ist nicht bereit, ihre eigenen Asylgesetze durchzusetzen. Man verweigert eine Debatte über den Begriff «Flüchtlinge». Die illegal Einwandernden werden bis hinauf in die Regierungen, unbesehen der Umstände und Fakten, pauschal zu Asylberechtigten erklärt. Die Politiker selber machen mit beim grossräumigen Missbrauch des Asylrechts, indem sie es auf alle illegalen Wirtschaftsmigranten ausdehnen. Die schwarzen Passagiere, die am Mittelmeer oder an der türkischen Grenze an Bord gehen, sind einer direkten Verfolgung und Bedrohung an Leib und Leben längst entkommen. Es sind keine Flüchtlinge mehr nach Genfer Konvention.

Der *Tages-Anzeiger*, immerhin eine führende linksliberale Zeitung, betreibt seit Jahren wortreiche Desinformationskampagnen zur Verschleierung der Missstände. In einem Kommentar zu einer aktuellen Parlamentsdebatte behauptete das behördennahe Blatt gerade dieser Tage wieder: «... die Krisen dieser Welt



«Schon wieder irrt die Moralistin.»

halten sich an keine Verfahrensregeln». Damit soll den Leuten eingeträufelt werden, dass die Schweiz den steigenden Asylzahlen gleichsam machtlos gegenüberstehe. Nicht eine falsche Politik, sondern das weltweite Elend der Kriege und Konflikte treibe die Gesuchszahlen nach oben. Schicksal eben.

Das ist ein Irrtum, der auch dadurch nicht wahrer wird, dass ihn die Behörden ständig wiederholen. Justizministerin Simonetta Sommaruga spricht von «Syrern» und «syrischen Kriegsflüchtlingen», wenn sie in Interviews ihre Asylpolitik rechtfertigt. Tatsache ist allerdings, dass seit Jahren nicht die Syrer,



sondern die Eritreer die in absoluten Zahlen grösste Gruppe angeblicher Flüchtlinge in der Schweiz ausmachen. Auch in diesem Jahr stehen die Eritreer an der Spitze. Die Schweiz ist das bevorzugte Ziel nicht deshalb, weil das objektive Elend die Eritreer in die Flucht treibt, sondern, weil die Schweizer Politik durch falsche Weichenstellungen die Eritreer gezielt ins Land lenkt.

Nicht die «Krisen der Welt», die schweizerischen «Verfahrensregeln» sind ausschlaggebend. Die Eritreer sind ein Musterbeispiel dafür. Seit die Schweiz als eines der wenigen Länder der Welt Wehrdienstverweigerung als Asylgrund anerkannt hat, schnellen die Asylzahlen der Eritreer in die Höhe. Es gab Versuche, diesen Missstand per dringlichen Bundesbeschluss abzustellen. Irgendwie fanden die Behörden aber immer wieder Mittel und Wege, den Zustrom der Eritreer aufrechtzuerhalten. 80 bis 90 Prozent der Nordostafrikaner enden lebenslang auf Kosten der Steuerzahler im Sozialstaat.

Die Schweiz hat es in der Hand, die Zahl der Asylgesuche selber zu steuern. Bundesrätin Sommaruga streut den Leuten Sand in die Augen, wenn sie dauernd davon spricht, es seien die grossen Konflikte in Syrien, die in der Schweiz die Zahl der Asylgesuche in die Höhe treiben. Das ist nachweislich falsch. Durch die Beschwörung des internationalen Elends will sich die Justizministerin von der Verantwortung entlasten, die Asylgesetze endlich ernst zu nehmen und die asylpolitischen Fehlanreize ihres eigenen Departements zu beseitigen.

Stur marschiert Bundesrätin Sommaruga in die falsche Richtung. Sie weigert sich, die Tatsache zu akzeptieren, dass die Migrationsströme übers Mittelmeer nichts mit dem Flüchtlingsbegriff nach Genfer Konvention zu tun haben, sondern ausschliesslich mit der Sogwirkung des Wohlstands in den nördlichen Industrie- und Wohlfahrtsstaaten. Dass die Schweiz die Asylnachfrage durch ihre Angebote selber hochschraubt, will sie nicht zur Kenntnis nehmen. Anstatt die Attraktivität zu mindern, treibt sie den Ausbau unserer Asylinfrastruktur oft gegen den Willen der örtlichen Bevölkerungen voran. Noch mehr Scheinflüchtlinge werden die Einladung in Anspruch nehmen.

Die Justizministerin spricht von «europäischer Solidarität». «Nationalstaatliche Abgrenzungen» seien falsch. Schon wieder irrt die Moralistin. Die EU ist weder willens noch in der Lage, ihre Aussengrenzen gemäss Schengen-Abkommen gegen die illegale Migration zu sichern. Die EU-Mitglieder Frankreich und Österreich kehren deshalb zum nationalen Grenzschutz zurück. Ein ähnlicher Schritt ist für die Schweiz inzwischen überfällig. Niemand hindert uns daran. Nicht die «Kriege der Welt» sind schuld. Die Schweizer Asylmisere ist hausgemacht.



Eskapaden einer Direktionssekretärin: Seite 44



Saisonaler Ausgleich: Speichersee. Seite 51



«König des Rheintals»: Paul Schlegel. Seite 32



Freispruch: Stadtpolizist Bobillier. Seite 36

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 11 Kommentar Siamo tutti ticinesi
- 11 Im Auge Samantha Cristoforetti, Astronautin
- 12 Klima Glaubenssache
- 13 Steuern Welt-Finanzverwaltung in Sicht
- 13 Geschlechter Weiblicher Zorn
- 14 Personenkontrolle Schmid, Theiler, Leuthard etc.
- 15 Nachruf 1 Ornette Coleman (1930–2015)
- 15 Nachruf 2 Christopher Lee (1922–2015)
- 16 **Falsche Flüchtlinge**
- Bundesrätin Sommaruga und hausgemachte Asylprobleme
- 20 Zuwanderung Berner Ablenkungsmanöver
- 22 Asylwesen Monatlich 40 Millionen Franken Sozialhilfe
- 24 **Matteo Renzis Plan B**
- Italien leidet unter dem Migrantenstrom aus Afrika
- 25 Europa «Schengen gehört auf den Prüfstand»
- 26 Die Deutschen Kriminelle
- 26 Wirtschaft Unechter Wettbewerb
- 27 Ausland Chinas neue Kulturrevolution
- 28 Mörgeli Entführung ins Paradies
- 28 Bodenmann Zwanzigmal die Billag-Gebühren
- 29 Medien Eine Gelegenheit wie nie
- 29 Gesellschaft Jebs Frauen
- 30 Darf man das? / Leserbriefe

Hintergrund

- 32 **König im Schuldensumpf**
- Das Firmenimperium von Paul Schlegel (FDP) am Abgrund
- 34 **Koranverteiler unterstützen den IS**
- Propaganda in der Schweiz für Islam-Terroristen
- 36 **Strafreduktion mangels Beweisen**
- Das Zürcher Obergericht will vom eigenen Versagen ablenken
- 38 Staatsfinanzen Privatsache Bundesratspension
- 39 Fussball Mario Widmer zum Fifa-Skandal
- 40 **Der Stratege und sein Luftschloss**
- Wer ist der Chemieunternehmer und Mäzen Jobst Wagner?
- 42 Essay Schläfrigkeit als Verkehrsdelikt
- 43 Entgegnung Kinder nicht denunzieren
- 44 **Die Bank bezahlt**
- UBS-Direktionssekretärin Diana R. vor Gericht
- 46 **Ein Königreich für die Eidgenossen**
- Ein britischer Tory-Politiker will eine Anti-EU schaffen
- 51 Energie Speicherseen sichern die Stromversorgung
- 52 Medizin Eidg. dipl. Quacksalber
- 54 **Waffen der Ehefrau**
- Wie Frauen in einer Beziehung ihren Willen durchsetzen
- 56 **«Neuer Staub auf altem, kalt und leis'»**
- Lord Byron störte den Jubel um die Schlacht bei Waterloo
- 59 Essay Bankenchefs als Hochleistungssportler

Faszinierendes Burma

mit den Suitenschiffen RV Thurgau Exotic 1 und 2

Es het solangs het
Rabatt*
bis Fr. 2000.-
*Abhängig von Auslastung,
Saison, Wechselkurs



Reise 1: 900 km auf dem Irrawaddy Rangun–Mandalay

17 Tage ab Fr. 3990.-

(Rabatt Fr. 2000.- abgezogen, Hauptdeck)

- Tag Schweiz–Rangun** Flug ab Zürich via Bangkok.
- Tag Rangun** Stadtrundfahrt. Transfer, Einschiffung.
- Tag Rangun** Stadtrundfahrt. Mittags «Leinen los!».
- Tag Danupyu** Rundfahrt mit Fahrrad-Rikschas.
- Tag Myan Aung** Rundgang mit lokalem Markt.
- Tag Shwe Daung–Pyay** Stadtrundfahrt Pyay (Promé).
- Tag Thayet Myo** Rundgang in ehemaliger Grenzstadt.
- Tag Minhla–Magwe** Festung von Minhla. Busausflug.
- Tag Magwe** Rundfahrt. Nachmittags Schifffahrt.
- Tag Sale** Fahrt Tan-Gyi-Taung Berg. Elefantentanz.
- Tag Bagan** Besichtigungen. Puppentheater an Bord.
- Tag Yandabo** Rundgang durch ein Töpfereidorf.
- Tag Amarapura** Busausflug. U Bein Brücke.
- Tag Sagaing–Ava–Mingun** Busfahrt in die Sagainghügel. Ruinenstadt Ava, Mingun Tempel, Tanzaufführung.
- Tag Mandalay** Stadtrundfahrt. Abschieds-Cocktail.
- Tag Mandalay** Ausschiffung. Rückflug via Bangkok.
- Tag Zürich** Morgens Ankunft. Individuelle Heimreise.

Shwedagon Pagode



U Bein Brücke



Reise 2: Irrawaddy und Inle See Rangun–Inle See–Bagan–Mandalay

16 Tage ab Fr. 5090.-

(Rabatt Fr. 500.- abgezogen, Hauptdeck)

- Tag Schweiz–Rangun** Flug ab Zürich via Bangkok.
- Tag Rangun** Stadtrundfahrt, Hotelübernachtung.
- Tag Rangun–Inle See** Flug nach Heho. Bootsfahrt vorbei an schwimmenden Gärten. Hotelübernachtung.
- Tag Inle See** Bootsrundfahrt, Besichtigungen verschiedener Handwerksbetriebe, Hotelübernachtung.
- Tag Heho–Bagan** Vormittags Freizeit. Flug nach Bagan.
- Tag Bagan** Besichtigungen, am Mittag Einschiffung.
- Tag Bagan** «Leinen los!». Rundgang in Sale.
- **12. Tag Bagan–Mandalay** Schifffahrt (Ähnliches Programm wie Reise 1 10.–15. Tag).
- Tag Mandalay–Pyin Oo Lwin** Ausschiffung. Fahrt in Shan-Hochebene. Stadtrundfahrt, Hotelübernachtung.
- Tag Pyin Oo Lwin–Mandalay–Rangun** Ausflug zum Pewe Kauk Wasserfall, Besichtigung einer Kaffeeplantage. Flug Rangun, Hotelübernachtung.
- Tag Rangun** Rückflug via Bangkok am Abend.
- Tag Zürich** Morgens Ankunft. Individuelle Heimreise.

RV Thurgau Exotic 1 und 2****

Im Kolonialstil in Burma gebaute Holzschiffe für max. 21/28 Gäste. Elegant eingerichtet überzeugen sie durch die familiäre Atmosphäre. Die grosszügigen Suiten verfügen über Klimaanlage, DU/WC, Föhn, Safe. Sie erstrecken sich über die gesamte Breite des Schiffes, so dass sich der Blick auf beide Ufer bietet. Im Restaurant finden alle Gäste gleichzeitig Platz. Eine kleine Salonbar befindet sich auf dem überdachten Sonnendeck.

Nichtraucher Schiff (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

Inle See



- Traumhafte Flusslandschaften
- Luxuriöse Suitenschiffe für 21/28 Gäste
- 20 m²-Suiten mit Wohn- und Schlafzimmer
- Inle See mit schwimmenden Gärten

Abreisedaten 2015/2016 Es het solangs het Rabatt

Reise 1 RV Thurgau Exotic 1****

Mandalay–Rangun			
24.11.15	300	09.02.16	300
		08.03.16	300
Rangun–Mandalay			
15.12.15	300	23.02.16	300
		22.03.16	900

Reise 1 RV Thurgau Exotic 2****

Mandalay–Rangun			
11.08.15	2000	01.12.15	300
08.09.15	2000	29.03.16	1300
Rangun–Mandalay			
28.07.15	2000	22.09.15	1400
		16.02.16	300
25.08.15	2000	20.10.15	300
		15.03.16	700

Reise 2 RV Thurgau Exotic 1****

Rangun–Inle See–Bagan–Mandalay			
30.10.15	500	01.01.16	300
		29.01.16	300
Rangun–Mandalay–Bagan–Inle See			
27.12.15	300	10.01.16	300
		24.01.16	300

Preise p.P. in Fr. (vor Rabattabzug)

	1	2
Einzelkabine Hauptdeck	5990	5990
Suite Hauptdeck	5990	5990
Suite Oberdeck Mitte	6390	5790
Suite Oberdeck vorn	6790	5990
Front-Suite Oberdeck, Privatbalkon	7790	6290

Inkl. Kreuzfahrt mit Vollpension, Flüge mit Thai Airways, alle Ausflüge/Stadtrundfahrten, Reise 2: Inlandflüge, Hotelübernachtungen. Weitere Details www.thurgautravel.ch.

Suite



Programmänderungen vorbehalten / Beide Reisen in umgekehrter Reihenfolge möglich

Online navigieren

www.thurgautravel.ch

Verlangen Sie J. Büsser oder I. Hasler

Gratis-Nr. 0800 626 550



Thurgau Travel

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden
Tel. 071 626 55 00 | Fax 071 626 55 16 | info@thurgautravel.ch



Testosteron in akustischer Gestalt: Le Mans. Seite 48

Reportage

48 Kult und Prestige

Die 24 Stunden von Le Mans sind die Mutter aller Autorennen. Auf und neben der Piste sprengen sie jeden Rahmen

Stil & Kultur

60 Stil & Kultur Als ich sechs war

62 Bestseller

62 Denken als Heimat

Tony Judt war ein leidenschaftlicher Intellektueller, der sich von Ideologien fernhielt

64 Europa Kostspieliger Irrtum

66 Nachruf Harry Rowohlt (1945–2015)

66 Glanz des Turms

Bildhauer Bartholdi und Ingenieur Eiffel im neuen Roman von Claude Cueni

67 Jazz The Complete Dial Modern Jazz Sessions

68 Top 10

68 Kino «Victoria»

69 Fernseh-Kritik Matter, ungehemmt

70 Namen Bunte Hemden

71 Hochzeit Klaus Schweikert und Julia alias Lucie

71 Thiel Realitod

72 Wein Châteauneuf-du-Pape Tradition 2012

72 Zu Tisch Nenad Mlinarevic im «Focus», Vitznau

73 Auto McLaren 650S Spider

74 MvH trifft Fernando Botero, Künstler

Autoren in dieser Ausgabe

Anton Gunzinger



Vom Professor und Lehrbeauftragten an der ETH Zürich ist soeben das Buch «Kraftwerk Schweiz – Plädoyer für eine Energiewende mit Zukunft» erschienen. Er widerspricht der Aussage, Speicherseen könnten nach einem Atomausstieg die Stromversorgung der Schweiz nicht sichern. Seite 51

Oliver Zimmer



Der Zürcher ist Professor für moderne europäische Geschichte an der Universität Oxford. Er porträtiert den bedeutenden britischen Intellektuellen Tony Judt, der sich bereits 1996 im Buch «A Grand Illusion? An Essay on Europe» kritisch mit der europäischen Idee auseinandergesetzt hatte. Seite 62

Das Weltwoche-«Taschenheft».

Mit den Weltwoche-Apps für das iPhone oder das Android-Smartphone haben Sie auch unterwegs die Weltwoche immer dabei.



DIE WELTWOCH



Hello Tomorrow Emirates

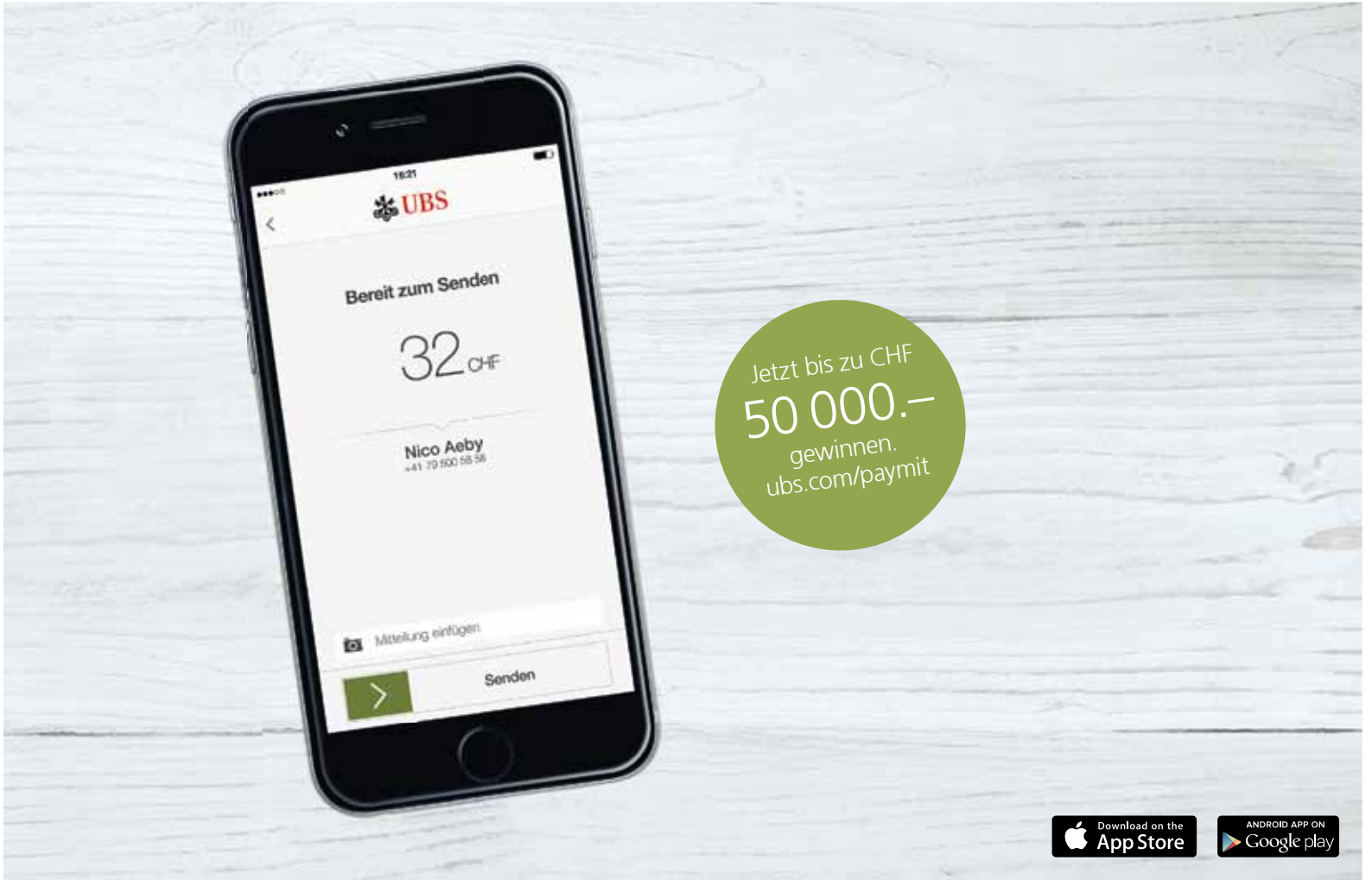
Finden Sie Ihren Work-Life Groove

Von ganz entspannt zu beschwingt, finden Sie eine Auswahl an Inspirationen in unserer Business Class. Geniessen Sie feinste Gourmet-Küche, lachen Sie über die neusten Komödien oder verweilen Sie in der Onboard-Lounge. Bei uns in der A380 geben Sie den Takt an.

emirates.ch

Onboard-Lounge in der Emirates A380 ♦ Kostenloses WLAN in ausgewählten Flugzeugen

Erleben Sie unsere A380 täglich ab Zürich via Dubai zu über fünfunddreissig Destinationen weltweit. Für weitere Informationen besuchen Sie bitte emirates.ch oder wenden Sie sich an Emirates unter Telefon 0844 111 555 oder an Ihr Reisebüro.



Kostenlos. Für alle. Auch ohne UBS-Konto.



UBS Paymit: Die Geld-senden-und-anfordern-App.
Jetzt downloaden: ubs.com/paymit

Siamo tutti ticinesi

Von Alex Baur — Mit ihrem Votum gegen die Rundfunksteuer haben die Tessiner das wichtigste Argument für den Service public in der Schweiz entkräftet. Die geistige Landesverteidigung ist obsolet geworden.



Harte Landung: Medienministerin Leuthard.

Noch vor ein paar Monaten hätte das kaum einer zu prophezeien gewagt: Nur mit knapper Not erlangte das neue Gebührenregime für den Rundfunk (RTVG-Vorlage) eine hauchdünne Mehrheit beim Volk. Wäre die Abgabe redlich als Steuer deklariert worden, die sie in Wahrheit ist, wäre sie gar am Ständemehr gescheitert. Den Ausschlag gaben am Ende die Ja-Stimmen der Auslandschweizer, die ohnehin keine Fernseh- und Radioabgaben zahlen. Dabei war das Paket mit einem saftigen Rabatt für Private (auf Kosten der Wirtschaft) und etwas Bakschisch für Privatsender raffiniert geschnürt. Doch das Lockangebot verfiel bei der Hälfte der Bevölkerung nicht. Sie wollten statt einer Mediensteuer lieber mehr Gebühren zahlen – und das offenkundig nicht, weil sie von der SRG begeistert waren.

Abstimmungsergebnisse sind vorweg zu respektieren. Doch weder Medienministerin Doris Leuthard (CVP) noch SRG-Generaldirektor Roger de Weck, die sich beide mächtig für die Vorlage ins Zeug gelegt hatten, mochten ihren Zittersieg feiern und kündigten stattdessen eine Debatte über den Service public an. Zum ersten Mal in seiner Geschichte hatte sich der öffentliche Rundfunkriesen, der in der Schweiz bis dahin so unverrückbar verankert schien wie das Matterhorn, einem Plebiszit gestellt. Die Landung in der Realität war hart. Die Zeiten, in denen ein

elitäres Grüpplein von Besserwissern selbstherrlich bestimmt, was erzieherisch bekömmlich ist für das tumbe Volk, scheinen passé.

Am meisten überrascht hat indes, zumindest nördlich der Alpen, die italienischsprachige Schweiz. Anders als die Romands, welche der Vorlage deutlich zustimmten, lehnten die Tessiner diese mit über 52 Prozent Nein-Stimmen ab. Und das, obwohl sie von den Zwangsabgaben finanziell profitieren wie keine andere Minderheit. Für jeden Franken, den die Tessiner für die Radiotelevisione svizzera di lingua italiana (RSI) aufwerfen, erhalten sie mehr als drei Franken Subventionen. Mit 1325 Angestellten gehört die RSI nach dem Staat zu den grössten Arbeitgebern im Tessin.

Das Tessiner Stimmvolk widersprach damit dem gewichtigsten Argument für einen starken Service public, das viele Deutschschweizer und Romands zu einem Ja veranlasst haben dürfte: der nationale Zusammenhalt und der Schutz der Minderheiten. Ohne Zwangsabgaben, so der Tenor, sei Fernsehen im strukturschwachen Alpenkanton gar nicht finanzierbar. Ausser dem Lega-Blatt *Il Mattino della Domenica* verbreiteten die Tessiner Medien im Chor mit der Regierung den Appell zur geistigen Landesverteidigung im Vorfeld der Abstimmung gebetsmühlenartig.

»» Fortsetzung auf Seite 12

Espresso im All



Samantha Cristoforetti, Astronautin.

Was passiert, wenn ein Russe, ein Amerikaner und eine Südtirolerin sieben Monate allein im All gelassen werden? Italien hat ja genügend Wunschkandidaten, die für immer im Orbit verschwinden müssten: korrupte Politiker, Mafiabosse, ewige Fernsehgesichter, Fussballschiedsrichter. Aber das Land war sehr erleichtert, als Samantha Cristoforetti in der kasachischen Steppe am Fallschirm der Sojus-Transportkapsel sanft wieder auf der Mutter Erde aufschlug, nachdem sie 199 Tage und Nächte, länger als je zuvor eine Frau, im Weltraum geschwebt war.

Dabei ist sie, schätzen Wissenschaftler, physiologisch um zehn Jahre gealtert. Also 48 und nicht mehr 38 wie beim Start. Als sie wieder natürliche Luft atmete, griff sie zum Mobiltelefon, das ihr so schwer wie ein Goldbarren erschien nach der langen Schwerelosigkeit, und beruhigte ihre Mama. Die gelernte Kampfpilotin im militärischen Rang eines Obersten war unter 8000 Anwärterinnen für den Forschungstrip auserwählt worden, der 135 Millionen Kilometer und 3184 Erdumkreisungen dauerte. Als weibliches Versuchskaninchen nahm sie sich unzählige Blutproben, welche die Datenkurven des menschlichen Verfalls, schwindender Knochen und Muskeln (auch des Kreislaufapparats) quasi im Zeitraffer in einem engen Lebensraum ohne oben und unten aufzeigten. Davon erhofft sich die Medizin auch Aufschlüsse über Alterungsprozesse auf der Erde.

In Form hielt sich Samantha in der ISS-Raumstation mit zwei Stunden täglichem Jogging und Krafttraining. Mit ihren Partnern, dem Amerikaner Terry Virts und dem Russen Anton Schkaplerow, teilte sie sich ein ausgeklügeltes Pflichtenheft und übermittelte nebenher 2664 Tweets auf ihr Twitter-Profil. Allein verantwortlich war sie, als Italienerin, für das Funktionieren der Espressomaschine. Als schönes Beispiel überirdischer Zusammenarbeit gestaltete sich auch Samanthas Coiffeurbesuch an Neujahr: Der US-Commander schnitt ihr die Streichholzfrisur, der Kosmonaut betätigte den Vakuum-Staubsauger, der jedes schwebende Härchen einfiel.

Peter Hartmann

Das Protestvotum erstaunt nicht zuletzt auch deshalb, weil die SRG im Tessin trotz reduziertem Budget und einer harten Konkurrenz aus Italien einen markant höheren Marktanteil (38 Prozent) hat als in der Deutschschweiz (32,7 Prozent) oder in der Romandie (30,7 Prozent). Gerade hier könnte indes die Erklärung liegen. Nirgendwo sind die Übermacht und die Arroganz des Mediengiganten mit dem faktischen Monopol in nationalen Belangen so deutlich zu spüren wie auf dem kleinen Tessiner Markt.

Das parteipolitische Gemauschel um die Pöstlein und Pfründen bei der RSI ist legendär. In den auf Sparflamme darhenden Tessiner Zeitungen finden sich zwar kaum kritische Berichte, spekuliert doch manch ein Journalist insgeheim auf einen sicheren und gutbezahlten Job bei der RSI. Doch das Tessin ist übersichtlich, man kennt seine Pappenheimer. Anders als in der Romandie gibt es hier mit der Lega zudem eine schlagkräftige Opposition. Das publizistische Trommelfeuer des kleinen, aber giftigen *Mattino* gegen den notorisch linkslastigen Mainstream-Journalismus der RSI mag derb und bisweilen auch übertrieben erscheinen. Doch er trifft den Nerv vieler Bürger, die dem staatsnahen Moloch instinktiv misstrauen. Sie sehen, dass der private Minisender Telecino mit einem viel kleineren Aufwand den Bedarf an regionalen News ebenso gut und oft sogar flexibler abdeckt.

Die Probleme von RSI sind im Kern dieselben wie jene von SRF in der Deutschschweiz oder von Radio Télévision Suisse (RTS) in der Romandie: Steuerfinanzierte Medienhäuser mit faktischen Monopolstellungen vertragen sich einfach nicht mit einer liberalen und pluralistischen Gesellschaft. Der staatlich kontrollierte Rundfunk in Europa geht auf die beiden Weltkriege und die geistige Landesverteidigung zurück. Doch während sich das gute alte Radio Beromünster noch strikte auf das Verlesen von Bulletins der Schweizerischen Depeschagentur beschränkte, die notabene unter Kontrolle privater Zeitungsverlage stand, hat die SRG das journalistische Angebot permanent ausgebaut bis hin zum umfassenden Internetauftritt.

Der Konsument hat keine Wahl – er muss für die Einheitskost aus Zürich Oerlikon, Comano oder Genf bezahlen, egal, ob er diese goutiert oder nicht. Was für ihn interessant, wahr, korrekt, erbaulich, wichtig oder auch nur unterhaltsam zu sein hat, bestimmt eine kleine, selbsternannte Elite an seiner Stelle. Was das Volk vereinen soll, stiftet auf die Dauer Unfrieden. Das ist in der ganzen Schweiz gleich, im kleinräumigen Tessin ist es nur offensichtlich. *Siamo tutti ticinesi.*

Mehr zum Thema in der «Fernseh-Kritik»: Seite 69

Klima

Glaubenssache

Von Markus Schär — Der Papst lehrt mit einer Enzyklika die richtige Klimapolitik. Die katholische Kirche bewies ja schon immer ihren Sinn für die wahre Wissenschaft.



Amen: Papst Franziskus.

Irgendwo kichert Galileo Galilei. Der genialen Gelehrte, der die Erde um die Sonne kreisen liess statt die Sonne um die Erde, rettete sich 1632 vor dem Scheiterhaufen, indem er schwor, er wolle mit Gottes Hilfe alles glauben, «was die katholische und apostolische Kirche für wahr hält, lehrt und predigt». Der Vatikan entschuldigte sich 1992 für den Prozess, aber er verbreitet weiter, was er für wahr hält, auch in der Wissenschaft. Papst Franziskus schickt jetzt seinen Bischöfen die Enzyklika «Laudato Si», die sich liest wie das Amen zu den Reporten des Weltklimarates IPCC und den Traktaten von Kapitalismuskritikern wie Naomi Klein. In der Wissenschaft herrsche Konsens, predigt der Papst, dass sich das Klima wegen des Ausstosses an Treibhausgasen gefährlich erwärme, so dass der Meeresspiegel ansteige und die Wetterextreme zunähmen, «obwohl wir nicht jedem Phänomen wissenschaftlich eine Ursache zuschreiben können». Deshalb müsse die Menschheit «ihren Lebensstil, ihre Produktion und ihren Konsum ändern», zumindest in den reichen Ländern – in den armen komme die Entwicklung zuerst.

Die Klimakirche in der Akademie, der Politik und den Medien jubelt über den Ukas aus dem Vatikan: Die «explosive Intervention» *The Guardian* könne die Klimakonferenz von

Paris im Dezember entscheidend beeinflussen, meint die Agentur Reuters. Der Jubel lässt sich erklären, denn in der Wissenschaft bröckelt der Konsens: Die Temperaturen steigen seit bald zwanzig Jahren nicht mehr und liegen deshalb unter allen Prognosen des IPCC. Die Klimaforscher boten bisher mit wachsender Verzweiflung mehr als fünfzig Erklärungen dafür an, statt ihre offensichtlich widerlegten Thesen und Modelle zu opfern. Und sie feierten vor zwei Wochen eine Studie der US-Regierungsbehörde NOAA: Sie beweist wie bestellt, dass es die «Klimapause» gar nicht gebe, dies dank einer «Korrektur» von Messdaten, also einer tatsächlich menschengemachten Erwärmung. Die eifrigsten Aktivisten um die Harvard-Historikerin Naomi Oreskes, die alle Skeptiker als von der Ölindustrie gekauft verschreit, beschwören die Wissenschaftler denn auch in einem Aufsatz, sich in ihrem Glauben von den Zweifeln in der Öffentlichkeit nicht beirren zu lassen.

Die Klimaforscher übertönen die immer heftigeren Debatten mit umso lauterem Alarm – aber davon lassen sich die aufstrebenden Staaten nicht beeindruckt. Sowohl das Treffen der G-7 als auch eine Tagung in Bonn zum Vorbereiten eines bindenden Klimavertrages zeigten in den letzten Wochen, dass die Pariser Konferenz nur dann nicht im Debakel endet, wenn niemand etwas davon erwartet.

Unbelehrbare Chinesen und Inder

Zum Herunterfahren ihres CO₂-Ausstosses verpflichten sich nur die EU samt der Schweiz als Musterschülerin sowie die USA, zumindest ihr Präsident: Das ehrgeizige Programm, das Barack Obama am Kongress vorbeimogeln will, würde gemäss IPCC-Modellen die Klimaerwärmung bis zum Jahrhundertende um 0,03 Grad absenken. Und selbst dies will die republikanische Mehrheit nicht zulassen, der Papst soll deshalb im September in Washington ihrem katholischen Chef John Boehner gut zureden. Der Heilige Vater kann ihn allerdings kaum belehren, schon gar nicht die Chinesen und vor allem nicht die Inder: Sie holen ihre Menschen, wie es die Enzyklika fordert, zuerst aus der Armut – dafür brauchen sie günstige Energie, vor allem solche aus Kohle.

Und irgendwo grinst Galileo Galilei: Der gläubige Katholik wollte eigentlich seine Kirche nur vor einem Irrtum bewahren. Jetzt ist die Wissenschaft vom Klimawandel endgültig Glaubenssache.

Welt-Finanzverwaltung in Sicht

Von Beat Gygi — Die beste Antwort auf den Druck der Hochsteuerländer gegenüber der Schweiz wäre der Ersatz der Gewinnsteuer durch eine Standortgebühr.

Die Hochsteuerländer nehmen der Schweiz bei der Firmenbesteuerung zunehmend Spielraum weg. Die Botschaft des Bundesrats zur Unternehmenssteuerreform III macht den Eindruck, als müsse man nach jedem Abschnitt kurz aufschauen und sich vergewissern, ob dieser in den international befohlenen Rahmen passe oder ob es den Bannstrahl aus dem Ausland gebe. Die G-7- und G-20-Staaten unter der Führung der fiskalisch gierigen USA mit der OECD als internationalem Durchsetzungsinstrument und der EU als Mitläufer haben den Steuerwettbewerb zwischen den Staaten in den vergangenen fünfzehn Jahren so stark eingeschränkt, dass sich bald Umriss einer Welt-Finanzverwaltung abzeichnen.

Zusammenspiel der Unbeweglichen

Im Sommer 2013 hat die OECD, die früher einmal liberal ausgerichtet war, einen Aktionsplan gegen mobile Steuerpflichtige und gegen Steuerwettbewerb lanciert, der unter dem Titel «Base Erosion and Profit Shifting» (Beps) sogenannte schädliche Steuerregelungen eliminieren soll. Gemeint sind damit Regelungen und Zufluchtsorte, die für Steuerpflichtige so attraktiv sind, dass Hochsteuerländer die Abwanderung von Leuten und Firmen in diese günstigeren Gebiete befürchten müssen. Die Regierungen der teuren Staaten suchen deshalb die Globalisierung der beweglichen Teile der Wirtschaft durch eine internationale Harmonisierung ihrer Politik zu bekämpfen, quasi durch das globalisierte Zusammenspiel der Unbeweglichen.

Es ist beklemmend, wie rasch diese Kampagne ein Klima geschaffen hat, in welchem dem Fiskus wohlwollend zugestanden wird, er habe im Grunde ein Anrecht auf eine relativ hohe Einnahmensumme und es sei in Ordnung, wenn die Regierungen der Hochsteuerländer gemeinsam gegen Steuerumgehung vorgehen. Das Beps-Programm wird als notwendige Reform des internationalen Steuersystems verkauft und in Medien oft auch in diesem Ton kommentiert. Von Grauzonen ist die Rede; Firmen, die Steuern optimieren und deshalb Abteilungen, Kosten oder Hauptsitze zwischen den Ländern hin und her bewegen, gelten rasch einmal als Schädlinge. Ziel der Harmonisierer ist deshalb, dass Konzerne Einblick in ihre Geschäfte in jedem Land geben sollen.

Für ein Land mit einer freien Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung ist dieses Spiel



Zeit für einen radikalen Zug: G-7 in Dresden.

demütigend, da wäre es langsam an der Zeit für einen radikalen Zug: Unternehmen gar nicht mehr besteuern, sondern nur noch alle Einkommens- und Nutzenströme, die aus den Unternehmen an Haushalte und Menschen gehen. Die Steuersysteme der Industriestaaten beruhen ja mehr oder weniger auf dem Prinzip der Leistungsfähigkeit. Das heisst, dass alle in dem Mass Steuern bezahlen sollen, was sie es in vertretbarem Rahmen zur Finanzierung der Gemeinschaft leisten können. Wer ein niedriges Einkommen hat, zahlt einen geringeren Teil an den Staat als Haushalte mit hohem Einkommen, da diese nach landläufiger Auffassung überproportionale Lasten tragen oder Opfer bringen können.

Diese Massstäbe sind wie alles in Steuersystemen willkürlich, zwingen aber doch zu einer gewissen Ordnung in den Argumenten. In eine solche Ordnung passt es nicht, wenn Firmen auf ihrem Gewinn besteuert werden – fast so, als würden sie Einkommen erzielen und hätten irgendwie einen Nutzen daraus. Man kann von Unternehmen durchaus einen Beitrag zur Finanzierung von Sicherheit, verlässlichen Regeln, Schulen oder Strassen verlangen, aber das wäre eine Benutzungsgebühr für den Standort, die kein internationales Gezerre um Gewinnverschiebungen hervorrufen würde.

Weiblicher Zorn

Von Rico Bandle — Weil er Wahres über Frauen gesagt hat, muss ein Nobelpreisträger abtreten.

Am Ende war der Druck so gross geworden, dass er seine Stelle als Honorarprofessor am University College London aufgeben musste. Tim Hunt, weltweit renommierter Biochemiker, Medizin-Nobelpreisträger, von der Queen zum Ritter geschlagen, ist beruflich am Ende. Und das, weil er an einem Kongress eine scherzhafte Bemerkung über seine «Probleme mit Mädchen» gemacht hatte: «Wenn sie im Labor sind, passieren drei Dinge: Du verliebst dich in sie, sie verlieben sich in dich, und wenn man sie kritisiert, fangen sie an zu weinen.» Zur Verbesserung der Forschung schlug Hunt geschlechtergetrennte Labors vor. Erst fiel der mediale Lynchmob über ihn her, dann liess ihn die Universität fallen, ebenso die altehrwürdige Wissenschaftsvereinigung Royal Society, der er mehr als zwanzig Jahre lang angehört hatte. Seine Aussagen seien sexistisch, widerwärtig, typisch für einen frustrierten alten Mann, der auf seinem Sessel klebe. Die Welle an Vorwürfen und Beschimpfungen nahm kein Ende, auch nicht, als sich der 72-jährige Wissenschaftler entschuldigt hatte.

Dabei, an seiner Aussage ist sachlich gar nichts falsch. Er dürfte nicht der Einzige sein, der schon unglückliche Romanzen am Arbeitsplatz erlebt hat. Und dass Frauen häufiger weinen als Männer, ist wissenschaftlich belegt. Schon die Feministin Simone de Beauvoir wertete das Weinen als Mittel der Frau, um Niederlagen in Siege zu verwandeln. War de Beauvoir auch Sexistin?

Effizienter als jedes Verbot

Selbst wenn Hunts Bemerkungen völliger Unfug wären: Was haben Hunts Fähigkeiten als Wissenschaftler mit einer vielleicht unbedachten oder peinlichen Äusserung zu tun? Wenn bei einer Jobbesetzung nicht mehr die Leistung zählt, sondern ob sich jemand stets politisch korrekt ausdrückt, so ist dies nicht nur gesellschaftlich höchst bedenklich, sondern im Fall von Hunt auch lebensgefährlich. Schliesslich ist er eine Kapazität in der Krebsforschung.

Zurzeit laufen in der Schweiz Bestrebungen, auch Homosexuelle unter den Schutz des Antirassismusesetzes zu stellen. Feministinnen haben diese Forderung für Frauen bisher noch nicht gestellt. Ist auch nicht nötig. Der Lynchmob ist weit effizienter als jedes Verbot. Nicht einmal an Universitäten, früher einmal der Ort des freien Denkens, ist man vor den radikalen Wortklaubern sicher.

Personenkontrolle

Schmid, Theiler, Leuthard, Sommaruga, Abdelaziz, Vetsch, Nussbaumer, Egger, Stieger, Portmann

Lange haben sie in der zuständigen Kommission des Ständerats Widerstand gegen die Energiewende geleistet: der Bündner **Martin Schmid** (FDP) und sein Luzerner Parteikollege **Georges Theiler**. Wie parteinahe Quellen berichten, ist derzeit aber ein regelrechter Basar in Gang. Bundesrätin **Doris Leuthard** (CVP) leitet gezielt Subventionen aus dem Umverteilungsräderwerk des wirtschaftspolitischen Grossprojekts in Richtung der bislang skeptischen Gruppierungen. Schmid, der im Verwaltungsrat der Bündner Repower AG sitzt, und Theiler haben unter den Sirenengesängen der Energieministerin ihre grundsätzliche Opposition aufgegeben. Mit ernstzunehmendem Widerstand oder gar einem Referendum rechnet in Bern niemand mehr. Der Weg für Leuthards Projekt ist frei. (fsc)

Er gibt sich vorbildlich fleissig, der Präsident der Aussenpolitischen Kommission des Nationalrats: Der Genfer **Carlo Sommaruga** (SP) bot seine Kollegen schon zum zweiten Mal in der laufenden Sommersession zu einer frühmorgendlichen Sitzung auf. Am Mittwoch von 7.15 bis 8.00 Uhr, wenn der Nationalrat ordentlich mit der Arbeit beginnt, sollten sie die Schliessung der Schweizer Botschaft in Paraguay beraten – ein nicht eben dringliches Geschäft. Dieses Mal meuterte die Kommission, die Sitzung mit dem gewichtigen Traktandum fand nicht statt. Für den Eifer des Präsidenten gibt es einen einfachen Grund: Für eine Kommissionssitzung, auch wenn sie nur 45 Minuten dauert, erhält er 440 Franken. Und für das Meutern der Kommission auch: Die einfachen Mitglieder bekommen nichts. (sär)

Die Posten im Aufsichtsorgan über die jeweilige Kantonbank gehören mit zum feudalsten, was die Kantonpolitik zu vergeben hat. In Zürich wird das Amt des Bankrats beispielsweise mit 50 000 Franken vergütet. Umso mehr befremdet es, dass das Auswahlprozedere unter Ausschluss der Öffentlichkeit stattfindet – im innersten Zirkel der Classe politique sozusagen, zu der bei dieser Gelegenheit auch die SVP zählt. Die Kandidaten für die nach Parteienproporz zugeordneten Sitze werden nämlich innerhalb der jeweiligen Fraktion bestimmt. Erheben die anderen Fraktionen nicht ausdrücklich Widerspruch, so rutscht der oder die Betreffende unbesehen auf den Bankratssessel. Die Finanzmarktaufsicht, die die Güte der Zürcher Bankräte schon mehrmals bemängelte und die bei jeder Besetzung einer Führungs-



Sirenengesänge: Martin Schmid.

position in einer privaten Bank eine ausgedehnte Gewährsprüfung vornimmt, hat bei den staatlichen Banken nichts zu sagen. Durch den stillen Auswahlprozess wäre fast untergegangen, welch farbige Persönlichkeit die SP des Kantons Zürich in das Gremium gleiten lassen möchte: Mit Schreiben vom 18. Mai wird den anderen Fraktionen **Amr Abdelaziz** vorgeschlagen, 37, blitzgescheiter Rechtsanwalt, seit 2007 bei der noblen Wirtschaftskanzlei CMS von Erlach Poncet Ltd. beschäftigt. Gleichzeitig, und jetzt wird es widersprüchlich, beriet der teilweise in Ägypten aufgewachsene Wirtschaftsjurist die Jungsozialisten (Juso) in Belangen einer «Fifty-fifty-Initiative». Damit sollen Unternehmen dazu gezwungen werden, die Hälfte des Gewinns an die Angestellten auszuschütten. Weitere Einsätze im politischen Curriculum Vitae von Amr Abdelaziz umfassen das Co-Präsidium bei den Juso (2008–2009) sowie den Einsatz für die «1:12»-Initiative. Abdelaziz wirkt wie jemand, der tagsüber dem Kapitalismus als Anwalt dient, und ihn nach Feierabend abschaffen möchte. (fsc)

Oje, Service public. Nachdem die «Tagesschau» von SRF irrtümlicherweise vermeldet hatte, der G-7-Gipfel habe «höchstens zwei Prozent Erderwärmung» beschlossen (richtig wäre: «höchstens zwei Grad Erderwärmung» gewesen), patzten tags darauf auch die Kollegen von «10 vor 10» beim gleichen Thema. Die G-7-Regierungschefs hätten entschieden, man wolle «noch in diesem Jahrhundert aus der fossilen Energie wie Kohle oder Atom aussteigen», gab Moderatorin **Andrea Vetsch** bekannt. Das war doppelt falsch. Erstens ist Atomenergie nicht fossil. Zweitens war am G-7-Gipfel keine Rede von einem Ausstieg aus der Atomenergie. Angesichts der konsequent atomkritischen Berichterstattung am Leutschenbach muss man von einem freud'schen Versprecher ausgehen. (are)

Niemand im Parlament machte aus der Energiewende, genauer: aus dem Ernten der Sub-



Der Eifer des Präsidenten: Carlo Sommaruga.



«Kohle oder Atom»: Andrea Vetsch.

ventionen ein solches persönliches Business wie **Eric Nussbaumer**. Der SP-Nationalrat aus Baselland führt als Verwaltungsratspräsident ein eigenes Elektrogeschäft, das Solaranlagen baut, aber auch die ADEV Energiegenossenschaft, die Anteile an Wasser- und Windkraftwerken hält, und die ADEV Energieholding, die mit Zertifikaten für «sauberen» Strom handelt, sowie die Alternative Bank Schweiz, die Billigkredite gibt. Doch offenbar wirft diese alternative Geldmaschine doch zu wenig ab: Der Unternehmer flüchtet auf ein gutbezahltes, sicheres Pöstchen als Kommunikationschef von Swisspower, des Verbundes der städtischen Stromlieferanten, die mit dem Geld der Steuerzahler machen, was diese wollen sollen. Aber vielleicht sichert sich Eric Nussbaumer auch nur ab: Bei den Wahlen wird es für die SP im Baselbiet eng. (sär)

Unbeirrt treibt Bern unter Führung der kantonalen Verkehrsdirektorin **Barbara Egger** (SP) den Bau eines neuen Tiefbahnhofs für die Lokalbahn RBS für rund eine halbe Milliarde Franken voran. Allerdings hatte Egger bis anhin einen versierten Gegenspieler: **Hans Stieger**. Unermüdlich kämpfte der ehemalige Chef-



Flucht in die Kommunikation: Eric Nussbaumer.



Schmalspur-Monumentalwerk: Barbara Egger.



Mit ganzer Kraft: Hans-Peter Portmann.

planer der SBB gegen das Monumentalwerk für eine Schmalspurbahn und legte in detaillierten Plänen dar, wie die Bundeshauptstadt ihre Bahnverkehrsprobleme besser und billiger lösen kann (*Weltwoche* Nr. 4/14). Erhöht wurde Stieger allerdings nie – der lokale Filz, der von diesem Tiefbahnhofprojekt profitiert, war zu stark. Nun ist der letzte Sand im Getriebe weg. Hans Stieger ist vor wenigen Tagen im Alter von 77 Jahren verstorben. (*are*)

In der letzten *Weltwoche* figurierte der Zürcher FDP-Nationalrat und Bankdirektor **Hans-Peter Portmann** unter denjenigen Freisinnigen, die offen gegen die Matter-Initiative Position beziehen. Er wurde daher als «abtrünnig» angeschwärzt. Portmann stellt klar, dass er sich mit ganzer Kraft für einen Artikel zur finanziellen Privatsphäre für Inländer in der Bundesverfassung einsetze, dass er aber einen Gegenvorschlag für klüger halte, der die neueren Entwicklungen im Bereich des grenzüberschreitenden Geschäfts berücksichtige. Ohne dies laufe die Initiative Gefahr, an der Urne Schiffbruch zu erleiden. Falls das Vorhaben im Wortlaut der Initiative vors Volk komme, werde er ein «Ja» einlegen, so Portmann. (*fsc*)

Nachruf



Melancholische Tinten: Musiker Coleman.

Ornette Coleman (1930–2015) — Als der im texanischen Fort Worth geborene Musiker in der zweiten Hälfte der Fünfziger mit seinem weissen Plastiksaxofon in Los Angeles auftauchte, war er bald das Gelächter der Stadt. Sein Jazz brach mit den Konventionen so radikal, dass er seinen Zeitgenossen wie die reine Anarchie in den Ohren schrillte, und die Platten, die ihn wenig später bekannt machten, trugen Titel wie Schlagzeilen eines avantgardistischen Manifests: «The Shape of Jazz to Come», «Something Else!!!», «Tomorrow Is the Question», «Change of the Century». Und «Free Jazz» (was einer ganzen Bewegung den Namen gab).

Dabei war die Musik seines Quartetts (mit dem Trompeter Don Cherry, dem Bassisten Charlie Haden und dem Drummer Billy Higgins), sah man einmal von der kruhen Intonation ab, von einer federnden, durchsichtigen, tänzerischen Eleganz und Schönheit: leicht die grösste Jazz-Kammermusik des Jazz seit Armstrongs Hot Five oder den Combos von Charlie Parker. Ornette verleugnete nie seine Herkunft aus dem Blues und dem Bop, aber sein «harmonisches System» kippte die Koordinaten um neunzig Grad: In seinen Improvisationen befreite er den Fluss der melodischen Erfindung aus den funktionsharmonischen Fesseln. Mit Anarchie hatte das so wenig zu tun wie der «Free Funk» seiner späteren Band Prime Time oder sein bewusster Dilettantismus auf Trompete oder Violine. Ornette war ein Visionär, der sich zuweilen als Clown verkappte, dessen Humor aber immer mit melancholischen Tinten grundiert war.

Peter Rüedi



Er blieb Graf Dracula: Schauspieler Lee.

Christopher Lee (1922–2015) — Die Filmgeschichte ist voller *bad guys*, doch er war der Aristokrat unter ihnen, der grosse Geniesser, lange, lange vor Hannibal Lecter. Lecter ist, gemessen an ihm, ein vulgärer Emporkömmling, ein Gourmand und kein Gourmet. Und im Gegensatz zu Quasimodo etwa, dem buckligen Glöckner mit der Gruselvisage, war sein Aussehen sehr edel mit der gewinnenden vornehmen Blässe des Grafen, der hoch oben über den Niederungen des Volkes in seinem Schloss residierte und am liebsten schöne Damen lud, die er nachts mit seinen erigierten Eckzähnen in sein wonniges Reich der Untoten beförderte.

Als 1957 in London das Hammer-Studio gegründet wurde, fand Christopher Lee, Sohn eines britischen Obersten und einer italienischen Gräfin, zu jener Karriere, die ihn als Dunkelmeister der «makabren Märchen» (Lee) in die Filmgeschichte einmeisseln sollte. Selbst in Harald Reinls «Die Schlangengrube und das Pendel» (1967) prägte er mit seiner intensiven Präsenz den eher schwachen Film. Ob als Frankenstein, Dr. Fu Man Chu, Rasputin, Kardinal Richelieu oder als Zauberer Saruman, er blieb Graf Dracula, den er ab 1958 zehnmal (bis 1976) verkörperte. Unter der Regie von Terence Fisher entstanden die märchenhaftesten Vampirfilme voll satter Herbstfarben, schnuckeliger Fachwerkhäuser, schwarzer Kutschen und düsterer Schlossgewölbe. Christopher Lee, der in mehr als 220 (!) Filmen mitspielte, hatte als Dracula auch einen genialen Gegenpart: den knochigen, puritanisch eifernden Peter Cushing als Vampirjäger Dr. van Helsing. Ein Gespann, das bis heute viel zu wenig gewürdigt wird.

Wolfram Knorr

Willkommen in der Schweiz!

Von Hubert Mooser — Anhand der Eritreer lässt sich zeigen, dass nicht Krisen oder Kriege, sondern hausgemachte Schweizer Fehlentscheide für die rasant steigenden Asylzahlen verantwortlich sind. Bundesrätin Sommaruga stellt sich blind. Ihre SP mauert.

Die Spirale dreht sich immer schneller, seit die sozialdemokratische Bedenkenträgerin, Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga die Migration im Lande verwaltet. Gemeint ist der Zustrom an Flüchtlingen aus Eritrea. Gerade wieder hat die von Sommaruga zum Staatssekretariat für Migration (SEM) aufgemotzte Einwanderungsbehörde in ihrem monatlichen Bulletin vermeldet, dass im Mai 60 Prozent mehr Asylgesuche eingegangen sind als im Vormonat. Die meisten davon stammen von Eritreern, obwohl es in diesem kleinen Land mit zirka 6 Millionen Einwohnern keine akute Krise gibt wie etwa in Syrien.

23000, Tendenz rasant steigend

In Eritrea gibt es zwar einen autoritären Herrscher, der das Land vom Rest der Welt abschottet. Das allein bedeutet aber noch nicht, dass alle männlichen Bürger zwischen 18 und 30 an Leib und Leben bedroht sind. Wer Verwandte und Bekannte in Europa hat, flieht vor allem vor der überlangen Militärdienstpflicht übers Mittelmeer nach Italien und von hier in die Schweiz. Der Dienst dauert im Minimum achtzehn Monate, kann aber verlängert werden, wobei die genaue Länge nicht definiert ist.

Gegen 23 000 Eritreer leben inzwischen im Land, und es werden täglich mehr – weil die Flüchtlinge hauptsächlich dorthin emigrieren, wo sie Anknüpfungspunkte und Kontakt netze haben. Und das ist jetzt eben auch die Schweiz. Nur in Deutschland und Schweden leben, in absoluten Zahlen, noch mehr Eritreer.

Auffallend ist: Anders als bei Flüchtlingen aus Syrien fliehen die Menschen nicht planlos aus Eritrea, zum Beispiel in die umliegenden Länder. Sie gehen gezielt in Länder, die sie auch aufnehmen. Das Willkürlich-Hausgemachte lässt sich hier veranschaulichen: Seit die Eidgenossenschaft eritreischen Dienstverweigerern und Deserteuren Asyl gewährt, sind die Gesuche unter Berufung auf angebliche oder wirkliche Verweigerung und Desertion in die Höhe geschneit.

Drohnen und «Lex Eritrea»

Die Eigendynamik zu durchbrechen, wird je länger, desto schwieriger. Wegen der grossen Diaspora sei es schon heute sehr schwer, den Zustrom aus Eritrea zu unterbinden, meint der Bündner SVP-Nationalrat Heinz Brand. Die Attraktivität der Schweiz als Zielland lasse sich nur durch klare Signale in Form von wir-

kungsvollen Massnahmen senken. Man müsse den Familiennachzug massiv einschränken und vor allem strenger überprüfen. Für Personen im Asylprozess solle man die Sozialleistungen generell senken.

Bundespräsidentin Sommaruga sendet jedoch ganz andere Signale: Alle, die Schutz brauchten, sollten im Land bleiben dürfen, verkündete sie unlängst in der «Rundschau» des Schweizer Fernsehens. So etwas wie Grenzen der Aufnahmefähigkeit sieht sie nicht. Fast schon trotzig ignoriert sie auch das Unbehagen in der Bevölkerung über die nach oben schießenden Asylzahlen.

Die SVP will der Bundesrätin nun Beine machen. Erste Priorität haben für SVP-Fraktionschef Adrian Amstutz (BE) schärfere Kontrollen an der Südgrenze und, wenn nötig, die Armee zur Abschreckung. Er kritisiert, dass eine an der Grenze zu Italien durchgreifende Grenzschutz bisher politisch nicht erwünscht gewesen sei. Eine solche brauche jedoch politische Rücken deckung, um ihre Arbeit zu erfüllen. Amstutz forderte dafür auch den Einsatz technischer Hilfsmittel wie Drohnen und Natelortung. Sein Parteikollege Hans Fehr (ZH) verlangt eine weitere Verschärfung des Asylrechtes und eine «Lex Eritrea». Flüchtlinge aus dem ostafrikanischen Staat sollen kein Asyl mehr und auch keinen Status mehr als vorläufig Aufgenommene erhalten. Fehr fordert zudem kürzere Asylverfahren und eine Einschränkung der Rekursmöglichkeiten.

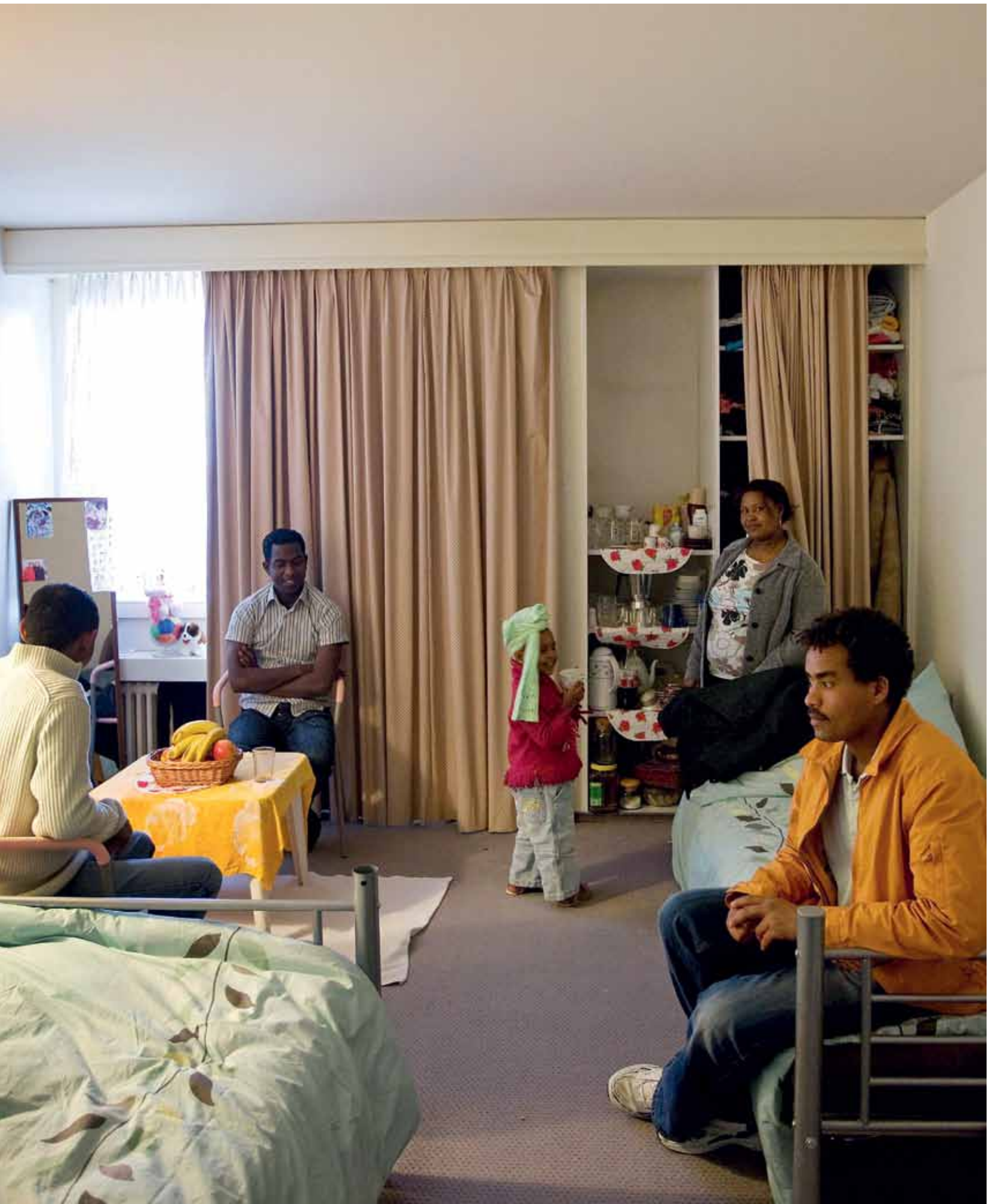
Levrat als Stummfilmakteur

Es gibt zwar Verschärfungen, aber werden die auch umgesetzt? Migrationsministerin Sommaruga und ihre Vorgängerin fanden bisher immer einen Weg, damit der Zustrom aus Afrika nicht abreist. Und ihre Partei, die SP, schweigt das Thema lieber tot. Nachdem SP-Parteichef Christian Levrat (FR) schon beim Thema EU den Stummfilmakteur mimte, gibt er sich jetzt auch mundfaul bei den Flüchtlingen aus Afrika. Und wenn Levrat schweigt, sagt auch sein Fraktionschef Andy Tschümperlin (SZ) nichts.

Gerne würde man von den führenden Sozialdemokraten erfahren, wie ein gutausgebauter Sozialstaat nach Schweizer Art mit der Herausforderung anschwellender Flüchtlingsströme umgehen soll. Kann es eine Solidarität geben, die sich keine Grenzen setzt? Frankreich hat seit einigen Tagen die Grenze zu Italien dichtgemacht und hindert afrikanische Flüchtlinge konsequent an der Ein- und Durchreise. >>>



Arrangement der Luxusklasse.



Am Beispiel Eritrea lässt sich besonders gut aufzeigen, dass die politische Weichenstellungen in der Schweiz für die steigenden Asylzahlen verantwortlich sind und nicht das objektive Elend in der Welt, wie dies Sommaruga glauben machen will. Dafür muss man das Rad zehn Jahre zurückdrehen. Ende 2005 entschied die Asylrekurskommission eigenmächtig, dass Militärdienstverweigerer in Eritrea politisch verfolgt werden. Unter Berufung auf angebliche oder wirkliche Verweigerung und Desertion bekam jeder Eritreer in der Schweiz Asyl.

Nach diesem Entscheid nahm die Zahl der eritreischen Asylsuchenden in der Schweiz stark zu – von 181 im Jahre 2005 auf 1207 im 2006. Zwei Jahre später waren es schon über 2800. Der damalige Justizminister Christoph Blocher gleiste auf Anraten seiner Experten eine Asylgesetzrevision auf, um den Flüchtlingsstrom aus Eritrea einzudämmen. Er wollte den Entscheid der Asylrekurskommission, Wehrdienstverweigerung als Asylgrund anzuerkennen, in einer seiner letzten Amtshandlungen mit einem dringlichen Bundesbeschluss rückgängig machen.

Dann allerdings wählte das Parlament an Blochers Stelle die Bündnerin Eveline Widmer-Schlumpf in den Bundesrat. Sie legte den Bundesbeschluss des Vorgängers auf Eis. Ein knappes Jahr später lancierte Widmer-Schlumpf zwar ihrerseits einen Revisionsentwurf zum Asylgesetz, der auch die von Blocher aufgegleisten Korrekturen zu Eritrea umfasste. Doch das Dossier blieb jahrelang liegen. Sommaruga löste Widmer-Schlumpf im Justiz- und Polizeidepartement ab. Schliesslich vertrat die SP-Bundesrätin Blochers Vorhaben vor dem Parlament.

Falsche Schweizer Weichenstellungen

Linke Kreise ergriffen gegen die asylpolitischen Massnahmen das Referendum, unterlagen aber im Juni 2013 in der Volksabstimmung deutlich. Im Abstimmungskampf hatte Justizministerin Sommaruga wiederholt erklärt, die Revision stelle keine Verschärfung dar. An der bisherigen Praxis würde sich nicht viel ändern.

Tatsächlich hat der Wehrdienstverweigerer-Artikel im Asylgesetz, der auf die eritreischen Asylsuchenden gemünzt war, nie dazu geführt, dass weniger Gesuche von eritreischen Asylsuchenden anerkannt worden wären. Die Asylbehörden setzte sich darüber hinweg mit den stets gleich lautenden Hinweis: zurückschicken dürfe man eritreische Deserteure trotz dem Anti-Dienstverweigerer-Artikel nicht, weil diese bei einer Rückkehr mit Gefängnis und Folter rechnen müssten. Und das Bundesverwaltungsgericht stützte im Frühjahr 2014 in einem Entscheid diese Praxis. Das lässt sich auch an den Asylzahlen seit 2005 ablesen.



Erkenntnisresistent: Bundespräsidentin Sommaruga.

Mit Ausnahme der Jahre 2009 und 2010 (mit Nigeria) haben Eritreer am meisten Asylgesuche gestellt. Die Anerkennungsquote ist ungewöhnlich hoch und schwankt seit 2006 zwischen 52 und 82 Prozent. Die Eritreer bilden heute eine der grössten Flüchtlingsgruppen. Es sieht ganz danach aus, als würde es im gleichen Stil weitergehen. Noch nie haben so viele Eritreer ein Asylgesuch gestellt wie im letzten Jahr – insgesamt 6933. Die Völkerwanderung von Eritrea in Richtung Schweiz rgeht weiter. Bis im Mai 2015 registrierte die Asylbehörde schon über 1300 Gesuche. Sommaruga stellt sich taub.

Die Steuerzahler sollen für die Eritreer aufkommen, ohne dass die Regierung Rechenschaft ablegt.

Gewiss: Die Uno hat vor einigen Tagen die Menschenrechtslage in Eritrea wieder einmal als desaströs beschrieben. Die Situation werde allerdings völlig überzeichnet dargestellt, kritisiert nicht nur SVP-Politiker Hans Fehr.

Die dänische Regierung zum Beispiel bekam 2014 anhand von Recherchen vor Ort einen anderen Eindruck als die Uno. Eritrea sei zwar keine Musterdemokratie, heisst es im offiziellen Bericht, Präsident Afewerki regiere sein Land mit eiserner Faust. Es herrsche jedoch kein Klima des Terrors. Eine Uno-Agentur bezweifelt

te gegenüber der dänischen Delegation sogar, dass Dienstverweigerer oder Deserteure in Eritrea inhaftiert seien.

Sommarugas Geheimbericht

Interessanterweise sah sich auch die Schweiz aufgrund der dänischen Enthüllungen veranlasst, einen eigenen Bericht zu verfassen. Das brisante Dokument freilich bleibt bis jetzt unter Verschluss. Die Begründung von Sommarugas Migrationsbehörde ist fadenscheinig: Durch eine Publikation könnten die internationalen Beziehungen der Schweiz beeinträchtigt werden. Nur so viel gab die Schweizer Delegation bekannt: Man könne keine Eritreer zurückschicken, die Situation im Lande sei unverändert. Was die Dänen in ihrem öffentlichen Bericht jedoch bezweifeln.

Fazit: Die Schweizer Steuerzahler sollen für die Eritreer in der Schweiz aufkommen, ohne dass die Regierung ausführlich Rechenschaft ablegt über die Verhältnisse in Nordostafrika. Kommt hinzu, dass die Eritreer in der Schweiz eine erhebliche Belastung für die Steuerzahler bedeuten.

Über neunzig Prozent der hier lebenden Eritreer beziehen Sozialhilfe. Der Fall der Flüchtlingsfamilie, die seit einigen Jahren im kleinen Dorf Hagenbuch lebt und die Gemeinde monatlich

60 000 Franken kostet, schlug im Herbst 2014 wie eine Bombe ein. Sogar der frühere SP-Präsident Helmut Hubacher gab sich in seiner Kolumne in der *Schweizer Illustrierten* konsterniert: Derartige Fälle seien nicht zu rechtfertigen, befand der sozialdemokratische Doyen.

Auch in anderen Gemeinden ticken Zeitbomben. Der Bund kommt je nach Status nur in den ersten 5 bis 7 Jahren für die Flüchtlinge auf. Dann müssen die Gemeinden die Fälle übernehmen. Was das bedeutet, hat die junge SVP-Gemeinderätin von Aarburg BE, Martina Bircher, im November 2014 aufgezeigt. In den nächsten Jahren werden in Aarburg die jährlichen Sozialhilfekosten allein durch Flüchtlinge im besten Fall um 1,5 Millionen Franken steigen, im schlechtesten Fall um 3 Millionen Franken.

Die Sozialhilfe an Eritreer ist aber auch aus einem anderen Grund politisch brisant: Im letzten Jahr berichtete die *NZZ am Sonntag*, das eritreische Generalkonsulat in Genf treibe bei Flüchtlingen regelmässig Steuern ein, mal mit weniger Nachdruck, mal mit mehr. Da die Eritreer in der Schweiz fast alle von der Sozialhilfe leben, finanzieren Bund, Kantone und Gemeinden mehr oder weniger das autoritäre Regime in Eritrea, das die eigenen Landleute in die Flucht nach Europa und in die Schweizer Sozialhilfe treibt. Es ist eine Geschichte ohne Ende, die von der Schweiz selber angestossen wurde. ○



VIP-Spezial: Thunerseespiele 2015

«Romeo und Julia» in den Schweizer Alpen

Erleben Sie die berühmteste Liebesgeschichte aller Zeiten einmal ganz anders: als bewegendes Open-Air-Musical vor atemberaubender Alpenkulisse. Und logieren Sie mit Seeblick als VIP im Vier-Sterne-Superior-Hotel «Eden Spiez».

Als William Shakespeare 1597 «Romeo und Julia» vollendete, hätte er es sich kaum träumen lassen, dass die legendäre Liebestragödie dereinst als Musical inmitten der Schweizer Alpen aufgeführt werden würde.

Diesen Sommer ist es so weit: Der grosse Klassiker der Weltliteratur wird erstmals als Musical unter freiem Himmel in der Schweiz aufgeführt. Das Liebespaar verkörpern der Schotte Dirk Johnston und die in Wien aufgewachsene Schweizerin Iréna Flury.

Für den perfekten Rahmen sorgt das Viersterne-Superior-Hotel «Eden Spiez».



Im exklusiven Zimmer geniessen Sie den Blick auf den Thunersee und die Berner Alpen, und im Belle-Epoque-Restaurant werden Sie mit regionalen Spezialitäten und raffinierten Gerichten verwöhnt.

Platin-Club-Spezialangebot

Thunerseespiele, 8. Juli bis 22. August 2015:
«Romeo und Julia – das Musical»

Leistungen:

- Eine Übernachtung inkl. Frühstücksbuffet
- Kuchen am Nachmittag
- 3-Gang-Dinner
- Ticket 1. Kategorie inkl. Transfer

Preise pro Person:

Fr. 380.– im DZ / Fr. 440.– im EZ

VIP-Spezial, 15., 16. und 22. Juli 2015:

zum Aufpreis von Fr. 60.– (pro Person)

- Gedeckte Loge und Backstage-Führung
- Dinner im Musical-Restaurant am See (buchbar bis 20. Juni 2015)

Buchung:

Reservieren Sie unter Tel. 033 655 99 00 oder welcome@eden-spiez.ch. Bitte Kennwort «Weltwoche Platin-Club» angeben.

Veranstalter:

Hotel «Eden Spiez», Spiez
www.eden-spiez.ch / www.thunerseespiele.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



Berner Ablenkungsmanöver

Von Alex Reichmuth — Die Zahl der Asylgesuche steigt rasch, und auf Geheiss der Behörden dürfen immer mehr angebliche Flüchtlinge bleiben. Die meisten neuen Asylbewerber seien echte Vertriebene, verteidigt Bern diese Politik und lenkt die Aufmerksamkeit auf das kriegsversehrte Syrien. Das ist Irreführung.



«Positives Zeichen»: Mario Gattiker, Direktor des Staatssekretariats für Migration.

Schon letztes Jahr stieg die Schutzquote im Asylwesen auf Rekordhöhen: 58 Prozent aller Asylbewerber wurden als Flüchtlinge anerkannt oder vorläufig aufgenommen. In den Jahren zuvor lag die Schutzquote jeweils deutlich tiefer und schwankte zwischen 15 und gut 40 Prozent. Eine vorläufige Aufnahme wird erteilt, wenn das Asylgesuch zwar abgelehnt ist, die Rückreise ins Heimatland den Behörden aber unzumutbar oder unmöglich erscheint – meist wegen Kriegszuständen. Gemäss der Praxis der letzten Jahre kommt eine vorläufige Aufnahme aber fast immer einer definitiven gleich. Etwa 80 Prozent der vorläufig Aufgenommenen erhalten nach einigen Jahren eine reguläre Aufenthaltsbewilligung.

In den ersten Monaten dieses Jahres stieg die Schutzquote noch zusätzlich. Im Mai betrug sie nun sogar 70 Prozent. Die meisten Migranten, die in die Schweiz strömen und hier ein Asylgesuch stellen, können somit wohl für immer bleiben. In Bundesbern sieht man das nicht als Problem. «Eine hohe Schutzquote ist ein positives Zeichen», sagte Mario Gattiker vom Staatssekretariat für Migration (SEM) vor kurzem gegenüber der NZZ. «Das Asylsystem steht nun im Dienste derjenigen, für die es gedacht ist.» Nun kann die tatsächliche Schutzquote derart hoch sein, weil die Welt von Krieg und Gewalt ausserordentlich durchgeschüttelt wird und die humanitäre Schweiz besonders gefordert ist. Oder die Aufnahmekriterien für ankommende Asylbewerber, die sich als Flüchtlinge bezeichnen, wurden aufgeweicht – etwa um den Berg an unerledigten Asylgesuchen rasch abtragen zu können.

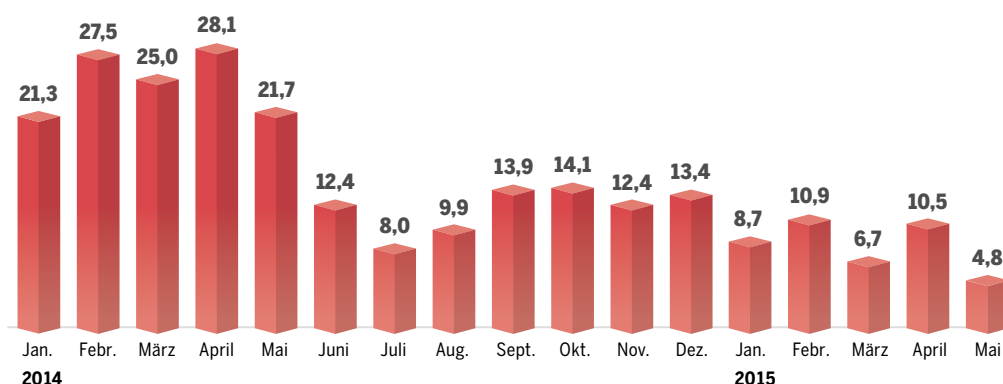
Grosse Mehrheit aus Schwarzafrika

Bundesbern versucht alles, die Welt als besonders gewalttätig erscheinen zu lassen, um so die «Jeder kann bleiben»-Politik zu rechtfertigen. Das SEM argumentiert etwa mit «anhaltenden Krisen in wichtigen Herkunfts- und Transitländern». Der Begriff «Krise» ist aber schwammig, kann er doch politische Verfolgung, Krieg oder allgemeine Gewalt bedeuten, aber auch schlechte Lebensumstände.

Sehr auffällig rücken die Asylbehörden jeweils das kriegsversehrte Syrien ins Zentrum, wenn es um die hohe Schutzquote von Asylbewerbern geht. «Wir schicken keine Menschen nach Aleppo zurück», reagierte SEM-Chef Mario Gattiker auf die Frage der NZZ nach dem hohen Anteil an vorläufig Aufgenommenen. Der Hinweis auf die

Anteil der Syrer bei den neuen Asylbewerbern

In Prozent



QUELLE: STAATSEKRETARIAT FÜR MIGRATION (SEM)

Immer weniger Syrer kommen in die Schweiz.

umkämpfte syrische Stadt war ein Ablenkungsmanöver. Denn nur knapp 15 Prozent der rund 31 000 vorläufig Aufgenommenen in der Schweiz sind Syrer. Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga, die für die Asylpolitik verantwortlich ist, sprach in einem Fernsehinterview zum Thema Bootsflüchtlinge konsequent nur von Syrern – obwohl diese bloss rund ein Viertel aller Mittelmeer-Überfahrer ausmachen. Die grosse Mehrheit kommt aus Schwarzafrika.

Der Fokus auf Syrien ist bewusst. Dort wütet ein heisser Krieg, und unzählige Menschen mussten bisher flüchten. Doch in Wahrheit kommt ein immer kleinerer Anteil der Asylbewerber aus Syrien. Lag dieser Anteil in den ersten Monaten von 2014 noch zwischen 21 und 28 Prozent, sank er seither kontinuierlich. Im letzten Mai stammten noch 4,8 Prozent aller Asylbewerber aus Syrien – weniger als jeder zwanzigste (siehe Grafik).

Das SEM spricht auf Nachfrage nach dem sinkenden Anteil an syrischen Asylbewerbern von «normalen Schwankungen». 2014 seien zudem viele Syrer mit erleichtert erteiltem Visum eingereist und hätten um Asyl nachgefragt, darum habe es damals besonders viele syrische Bewerbungen gegeben. Zudem würden Asylgesuche in Europa wieder zunehmen. Dennoch: Die Fokussierung auf syrische Flüchtlinge ist zweifelhaft. Allgemein ist das Bild, die Welt werde immer gewalttätiger, nicht richtig. Die Zahl der

Kriege seit dem Zusammenbruch des Ostblocks nimmt stetig ab. Kriegstote gibt es seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs tendenziell immer weniger. Darum ist die vielzitierte Behauptung, die Zahl der Flüchtlinge sei so hoch wie nie in den letzten siebzig Jahren, fragwürdig.

Richtig ist sicher, dass der Zustrom an Asylbewerbern nach Europa steigt. Immer mehr Menschen durchqueren per Boot das Mittelmeer. Das Staatssekretariat für Migration rechnet für 2015 mit 29 000 neuen Asylbewerbern, was nochmals ein deutliches Plus gegenüber 2014 bedeutet. Allein im Mai sind 60 Prozent mehr Asylsuchende in die Schweiz gekommen als im vorangegangenen April – oder 30 Prozent mehr als im Mai vor einem Jahr.

Hausgemachte Gründe

Dass der Zustrom in die Schweiz so anschwillt, hat vor allem auch hausgemachte Gründe. Nach Urteilen des Bundesverwaltungsgerichts ist es den Behörden praktisch nicht mehr möglich, Asylbewerber aus Eritrea und Sri Lanka zurückzuschicken. Das hat sich offensichtlich herumgesprochen und eine Sogwirkung erzeugt. Inzwischen liegt Eritrea mit grossem Vorsprung auf Platz eins und Sri Lanka auf Platz drei der Herkunftsländer. Ähnlich ist es bei tibetischen Asylbewerbern, von denen gemäss Kennern viele gar nicht aus dem Tibet, also China, stammen, sondern aus dem sicheren Indien.

Das Bundesverwaltungsgericht hat aber soeben die Befragungen tibetanischer Asylbewerber durch das SEM kritisiert, mit denen deren Herkunft geklärt werden soll. Zu erwarten ist auch hier noch mehr an Grosszügigkeit. China liegt schon jetzt auf Platz sechs der Herkunftsländer.

Somalia und Afghanistan (Platz zwei und vier der Herkunftsländer) sind zwar sicher keine Horte des Friedens. Effektiv verfolgt, also asylberechtigt dürften aber auch hier nur wenige Asylbewerber sein. Bei solchen aus Nigeria, Äthiopien und Gambia ist es noch unklarer, warum sie Asyl bekommen sollten. Dennoch liegen diese Staaten auf den Rängen sieben, acht und neun der Herkunftsländer.

De facto dürften die meisten Asylbewerber nicht verfolgt oder vertrieben worden sein, sondern auf der Suche nach besseren Lebensumständen sein. Wenn ein immer höherer Anteil an Asylbewerbern in der Schweiz bleiben kann, wird das hiesige Asylproblem aber bald noch grösser werden.

Auf Platz zehn der Herkunftsländer von Asylananten ist Albanien (39 Gesuche im Mai). Dort herrscht aber weder Krieg noch Verfolgung. Warum eröffnet das Staatssekretariat für Migration dennoch Asylverfahren für Albaner? Das SEM antwortet nur ausweichend. Man unterziehe «jedes Asylgesuch einer sorgfältigen und individuellen Prüfung», heisst es. Keine Antwort ist auch eine Antwort. ○

CREDIT SUISSE 

Mehr ist mehr.
Besonders
bei Zinsen.

Bis zu
0,75%
Vorzugszins



Sichern Sie sich jetzt bis zu 0,75% Vorzugszins. Mit dem umfassenden Bonviva Banking Paket.

Jetzt abschliessen auf credit-suisse.com/bonviva

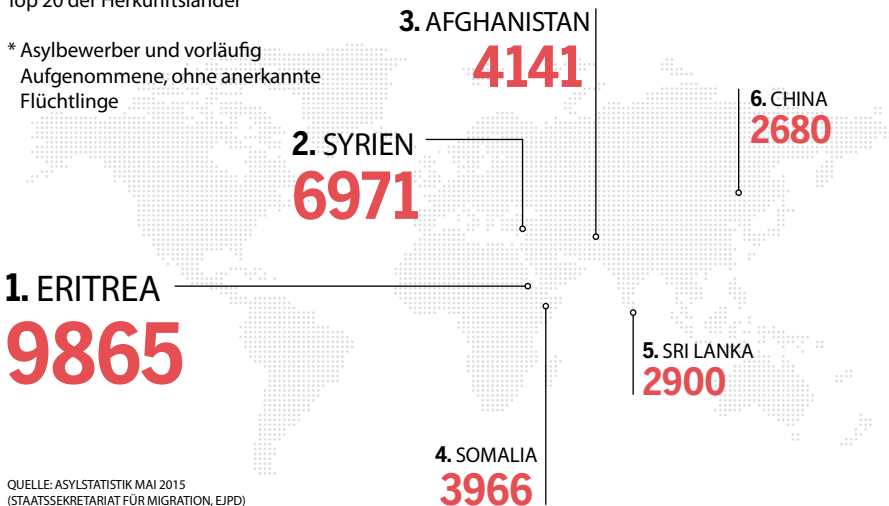
Monatlich 40 Millionen Franken Sozialhilfe

Von Florian Schwab — Für Asylbewerber ist die Schweiz ein beliebtes Ziel. Im internationalen Vergleich nimmt das Land in absoluten Zahlen einen Spitzenplatz ein. Aktuelle Statistiken zeigen beunruhigende Trends.

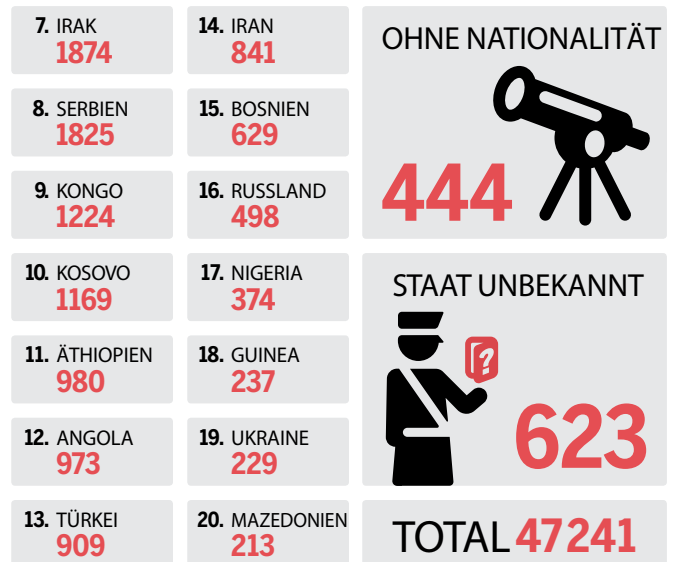
Herkunft der Asylanten* in der Schweiz

Top 20 der Herkunftsländer

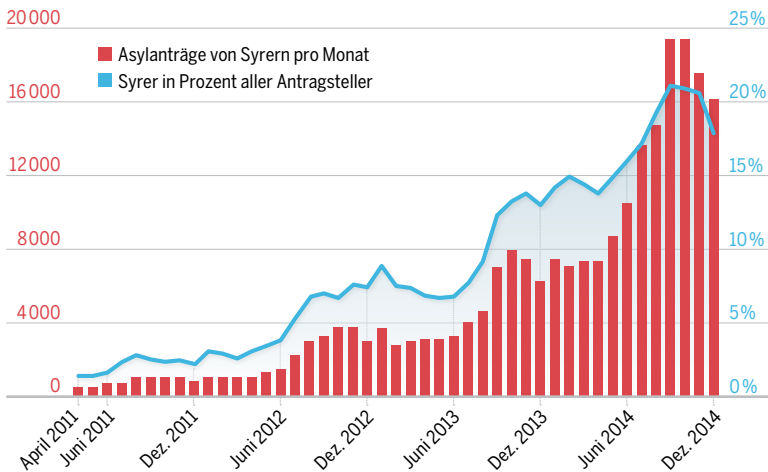
* Asylbewerber und vorläufig Aufgenommene, ohne anerkannte Flüchtlinge



QUELLE: ASYLSTATISTIK MAI 2015 (STAATSSSEKRETARIAT FÜR MIGRATION, EJPD)

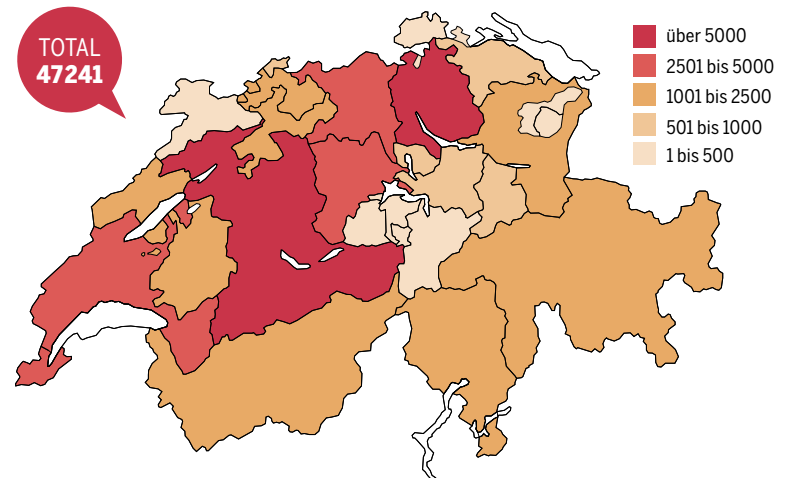


Entwicklung Asylgesuche von Personen aus Syrien in 44 industrialisierten Ländern



QUELLE: UNHCR

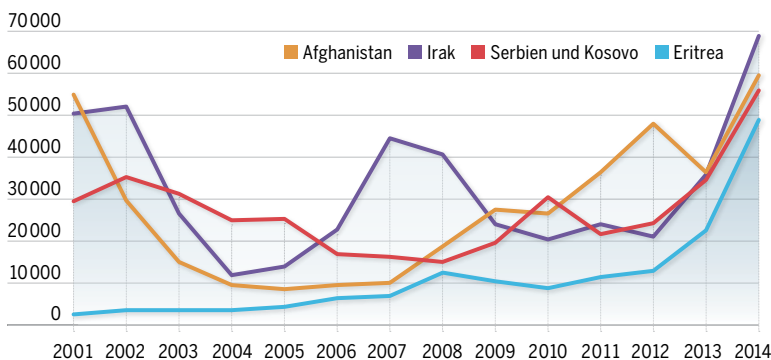
Anzahl Asylanten pro Kanton



QUELLE: ASYLSTATISTIK MAI 2015 (STAATSSSEKRETARIAT FÜR MIGRATION, EJPD)

Gesuche aus kritischen Staaten

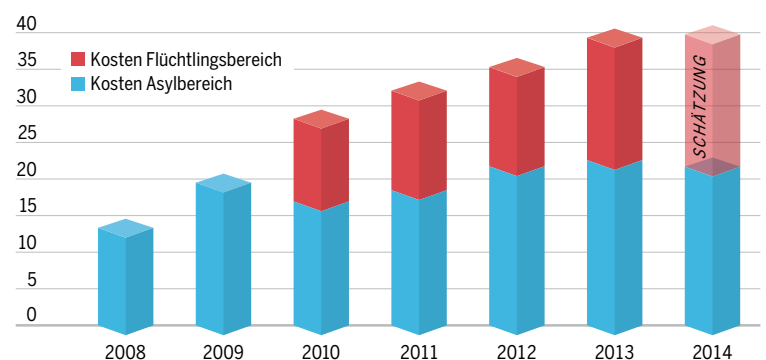
2001 bis 2014, in 44 industrialisierten Ländern



QUELLE: UNHCR

Monatliche Sozialkosten im Asyl- und Flüchtlingsbereich

In Millionen Franken, 2008 bis 2014 (Stichprobenauswertung im Monat Juni)



QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK (EASYL, FLÜSTAT)

Ende 2014 waren 82 129 Personen als Asylbewerber, vorläufig Aufgenommene oder anerkannte Flüchtlinge in der Schweiz. Erstmals seit einem Jahrzehnt wurde damit die Marke von 80 000 wieder überschritten. Damals war die hohe Zahl auf die Balkankriege zurückzuführen.

Berücksichtigt man die anerkannten Flüchtlinge, die nicht mehr den «Personen im Asyl-

bereich» oder Asylanten zugerechnet werden, so steht die Schweiz weltweit zusammen mit Norwegen an zweiter Stelle, was die Aufnahme von echten und vermeintlichen Flüchtlingen betrifft: 110 Einwohner müssen für einen Asyl-Migranten aufkommen.

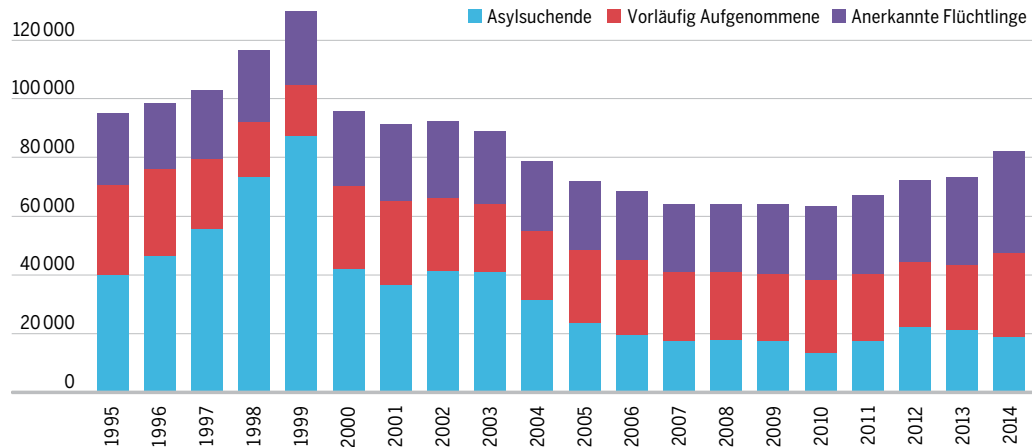
Seit 2008 lassen sich anhand von Stichproben des Bundesamts für Statistik die ungefähren

Sozialhilfekosten hochrechnen, die im Asyl- und Flüchtlingswesen anfallen. Diese sind seit 2010 von etwa 27 Millionen Franken pro Monat auf jetzt rund 40 Millionen gestiegen.

Der wichtigste Kostentreiber: Abgewiesene Asylbewerber, ergo «falsche Flüchtlinge», dürfen als «vorläufig Aufgenommene» in der Schweiz bleiben. ○

Langfristige Entwicklung der Personenzahlen im Asylbereich

Jeweils per Ende Dezember erhoben

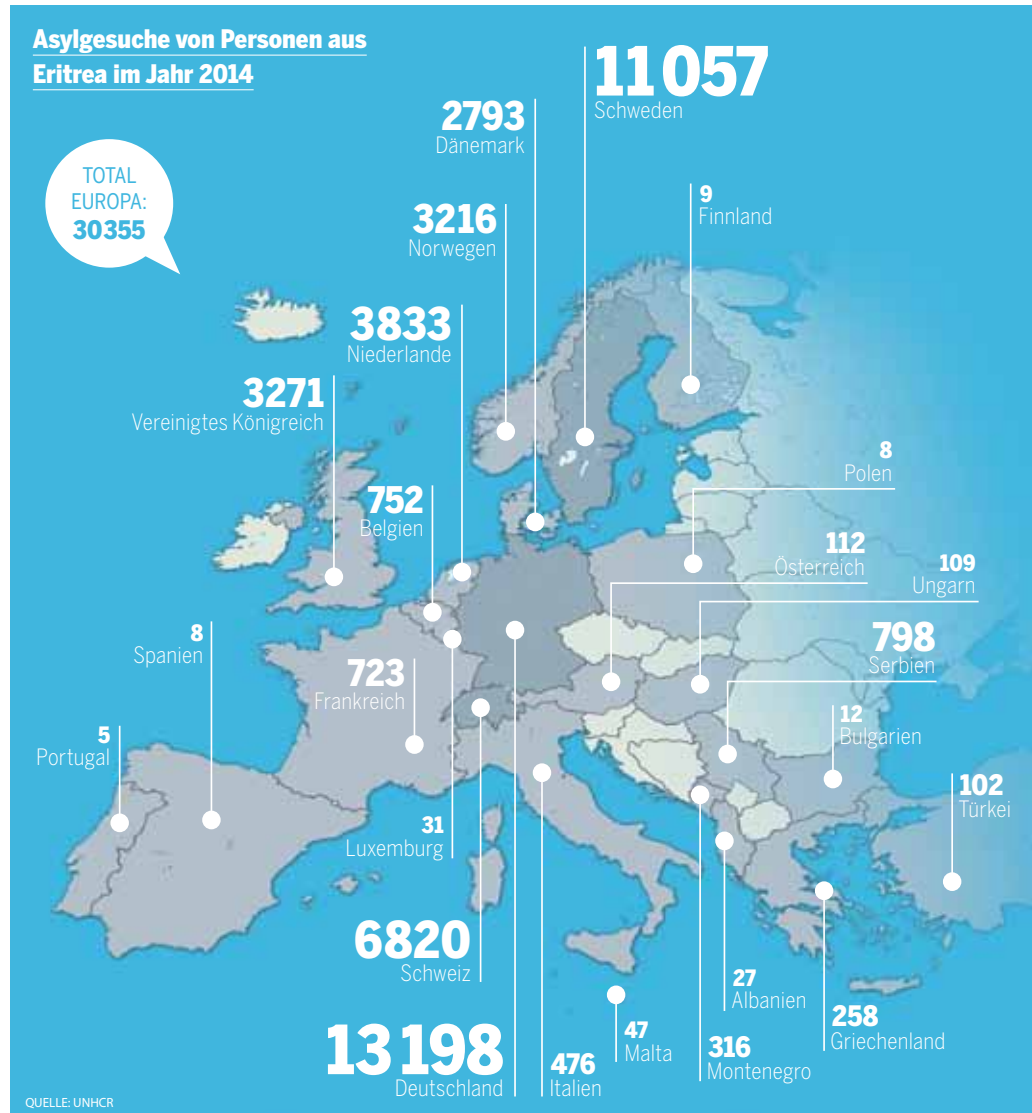


QUELLEN: BFS, EJPD

Länder-Ranking nach Bevölkerungszahlen

So viele Einwohner kommen auf einen Asylanten

Land	Anzahl Einwohner pro Asylanten
Malta	43
Norwegen	110
Schweiz (mit anerkannten Flüchtlingen)	110
Türkei	123
Irak	136
Österreich	153
Schweiz (ohne anerkannte Flüchtlinge)	154
Israel	167
Luxemburg	189
Kanada	219
Niederlande	225
Frankreich	284
Fürstentum Liechtenstein	381
Dänemark	426
Deutschland	430
Belgien	436
Finnland	483
Vereinigtes Königreich	509
Europäische Union (Durchschnitt)	517
OECD (Durchschnitt)	578
Australien	670
Irland	766
Italien	772
Südafrika	807
Monaco	1113
USA	1199
Bulgarien	1682
Griechenland	3164
Tschechien	3302
Ungarn	4055
China	4509
Georgien	5298
Indien	6646
Slowakei	7722
Slowenien	9671
Spanien	10053
Rumänien	11289
Portugal	17487
Estland	18829
Albanien	31154
Russland	41498
Indonesien	77937
Singapur	1799733



Renzis Schweigen

Von Nicholas Farrell — Kein anderes europäisches Land leidet mehr unter dem Migrantenstrom aus Afrika als Italien. Die Aufnahmezentren sind überfüllt, Krankheiten breiten sich aus, die Bootsflüchtlinge tauchen zu Tausenden ab. Und was macht die Regierung von Ministerpräsident Matteo Renzi?

Zum ersten Jahrestag seiner Amtsübernahme als italienischer Ministerpräsident schrieb ich im Februar über den Mann, der sich selbst als Antwort der italienischen Linken auf Tony Blair sieht, dass er viel verspreche und wenig halte. Nun ja, in einem Punkt habe ich mich geirrt: Angesichts des Stroms von Flüchtlingen, die über das Mittelmeer kommen und in seinem Land einfallen, hat Matteo Renzi nicht nur nichts gehalten, sondern überhaupt nichts versprochen.

Während die italienische Marine ein Jahr lang eifrig dabei war, den illegalen Migranten einen kostenlosen Fährdienst nach Italien – und damit in die Europäische Union – zu bieten, und mittlerweile auch Schiffe anderer EU-Staaten bei diesem Unternehmen mitwirken, tat sich Signor Renzi durch Schweigen hervor.

Er hat zu der Situation, die schon bei seinem Amtsantritt eine ausgewachsene Krise war und inzwischen komplett aus dem Ruder läuft, kein Wort gesagt, geschweige denn etwas dagegen unternommen. Er hält sich schlicht an das alte linke Dogma, das die Einwanderungsdebatte beherrscht, laut dem diese Menschen verzweifelte Flüchtlinge sind, denen in jedem Fall geholfen werden muss, und dass, wer das nicht akzeptiert, ein Rassist ist.

Ein grosser Teil der Medien mag diese Sichtweise teilen, aber es ist trotzdem eine Lüge, zumindest in diesem Fall, und das Ergebnis ist eine explosive, gefährliche Situation in einem Land, das dank dem Euro seit Jahren in einer Rezession steckt und sich abermals auf eine sommerliche Invasion gefasst machen muss.

In Libyen warten weitere 500 000

Die Aufnahmezentren für die Flüchtlinge sind so überfüllt, dass sie vor dem Kollaps stehen und die Behörden in ihrer Ratlosigkeit auf Hotels als kostspielige Alternative ausweichen. Die Polizei lädt die Migranten in städtischen Parks und vor grossen Bahnhöfen ab, die sich inzwischen in Flüchtlingscamps verwandelt haben. Allenthalben wird von Krätze berichtet (bei 46 000 Migranten wurden in diesem Jahr 4700 Fälle festgestellt). Und viele Regionalregierungen und Kommunalbehörden (jeder politischen Couleur) revoltieren offen gegen die Zentralregierung, die die Aufnahmekapazitäten ignoriert, und weigern sich, noch mehr Flüchtlinge aufzunehmen.

Nach Angaben des Kapitäns des britischen Kriegsschiffs «HMS Bulwark», das im Rahmen jenes Fährdienstes unterwegs ist, den die



Es kommen fast durchwegs junge, alleinstehende Männer: Menton, 15. Juni 2015.

EU für den Transport von Flüchtlingen eingerichtet hat, warten noch weitere 500 000 Migranten in Libyen, um über das Mittelmeer nach Italien zu gelangen – neben den 189 741 Personen, die im letzten Jahr von der italienischen Marine aufgegriffen, und den 57 000, die von EU-Seestreitkräften in diesem Jahr bislang gerettet wurden, und der Sommer hat ja gerade erst angefangen.

Frankreich und Österreich haben an ihren Grenzen zu Italien das Schengen-Abkommen suspendiert, Züge und Strassenübergänge werden nun wieder kontrolliert und alle gefassten Illegalen zurückgeschickt. In der letzten Woche schickte die französische Gendar-

merie mehr als tausend Personen wieder zurück nach Ventimiglia.

Und die Italiener, die von allen EU-Völkern am allerwenigsten Rassisten sind, aber eine Jugendarbeitslosigkeit von 43 Prozent haben, sind wütend, Linke und Rechte gleichermaßen, und laut Meinungsumfragen fordert eine grosse Mehrheit die sofortige Einstellung des kostenlosen Fährdienstes zwischen Libyen und Italien. Stattdessen solle eine Seeblockade gegen Libyen verhängt werden, damit die Schlepperboote gar nicht erst auslaufen können.

Was in Italien passiert, ist selbst für hiesige Verhältnisse unfassbar. Von den 189 741 Boots-

flüchtlingen, die im letzten Jahr von der italienischen Marine gerettet wurden, sind rund 120 000 nicht mehr aufzufinden. Wo sind sie? Niemand weiss es.

Das liegt nicht zuletzt daran, dass sich die damalige linke italienische Regierung im Herbst 2013 zum ungewöhnlichen Schritt entschloss, die illegale Einwanderung zu entkriminalisieren. Migranten werden nun nicht mehr festgenommen, sondern zur Registrierung in Aufnahmezentren gebracht, wo sie sich völlig frei bewegen können. Die Einzigen, die sich in diesen Zentren aufhalten (derzeit rund 75 000 Personen, 2014 waren es 64 886), sind Migranten, die in Italien politisches Asyl beantragen. Die übrigen verschwinden einfach.

Junge, alleinstehende Männer

Entgegen dem Eindruck, den die Medien vermitteln, kamen im letzten Jahr aber fast alle Asylsuchende aus subsaharischen Ländern wie

Selbst in Fällen, die endgültig abgelehnt wurden, wird kaum jemand abgeschoben.

Nigeria oder aber aus Pakistan und Bangladesch – ihr Flüchtlingsstatus ist mithin fragwürdig. Es waren fast durchwegs junge, alleinstehende Männer, die die 2000 Euro für eine Passage auf einem Schlepperboot aufbringen konnten. Nur 505 kamen aus Syrien, aber in diesem Jahr ist die Zahl der Flüchtlinge aus Syrien schon viel höher.

Es erübrigt sich, darauf hinzuweisen, dass die italienische Justiz erst über die Hälfte der Asylgesuche befunden hat – 13 327 Fälle wurden abgelehnt, die meisten Betroffenen haben Widerspruch eingelegt, und das Verfahren zieht sich über Jahre hin. Aber selbst in Fällen, die endgültig abgelehnt wurden, wird kaum jemand abgeschoben. Und der Rest, die übergrösse Mehrheit, verschwindet einfach. Entweder wollen sie nicht in Italien als Asylbewerber anerkannt werden, weil es kaum Jobs gibt und weil schwerlich an staatliche Sozialhilfe zu kommen ist, oder sie wollen überhaupt nirgendwo Asyl beantragen. Sie treffen bewusst ohne Dokumente ein und lehnen es ab, sich fotografieren und sich Fingerabdrücke nehmen zu lassen, und am Ende bestehen die italienischen Behörden wohl auch nicht darauf.

Der italienische Innenminister Angelino Alfano erklärte: «Es ist nicht einfach, einen Eritreer von zwei Meter Länge zu zwingen, seine Fingerabdrücke abzugeben.»

Europa

«Schengen gehört auf den Prüfstand»

Frankreich sieht sich einem Migrationsphänomen gegenüber, dessen Ausmass laut Innenminister Bernard Cazeneuve «beispiellos» ist. Auch in anderen Ländern regt sich Widerstand gegen die EU-Asylpolitik.

Frankreich — Der Maire der französischen Stadt Menton, Jean-Claude Guibal, regiert den schmucken Ort an der Côte d'Azur direkt an der Grenze zu Italien seit mehr als einem Vierteljahrhundert mit eiserner Hand. Neuerdings ist sein Name in ganz Europa bekannt. Guibal hat sich dafür starkgemacht, dass die Grenze zum Nachbarland geschlossen bleibe. Eine Mauer von französischen Gendarmen drängt Flüchtlinge zurück. Zu sehen, wie diese armen Leute zurückgewiesen werden, tue ihm zwar weh, sagte Guibal bei einem Augenschein, aber aus nationaler Sicht gehe er mit der Regierung in Paris einig, dass beim Schengen-Vertrag Änderungen nötig seien. Frankreichs Innenminister Bernard Cazeneuve rechtfertigte Anfang Woche die Zurückweisung von Flüchtlingen. «Wir stehen einem Migrationsphänomen gegenüber, dessen Ausmass im Vergleich zu den Vorjahren beispiellos ist», sagte er. Von den 8000 Personen, die in diesem Jahr über die Grenze wollten, seien 6000 nach Italien zurückgeschickt worden. Frankreich hat bereits vor vier Jahren den Grenzübergang von Menton abgeriegelt: Damals waren viele Nordafrikaner vor den Wirren der arabischen Revolution geflüchtet.

Österreich — Ein Ende des «Asylexpresses» fordert Österreichs Innenministerin Johanna Mikl-Leitner. Sie will, wie Frankreich, schärfere Kontrollen an der Grenze zu Italien, zum Beispiel am Brenner. Um Druck auf andere EU-Länder zu machen, drohte sie Anfang Woche, keine neuen Asylverfahren einleiten zu wollen und lediglich Rück- und Abschiebungen zu bearbeiten. Mikl-Leitner will zudem die Abschiebung von bereits abgelehnten Asylbewerbern forcieren.

Deutschland — Schengen, einst als grosser Schritt europäischen Zusammenhalts gelobt, spaltet die Gemeinschaft der EU. Spitzenpolitiker warnen zwar davor, den Verzicht auf Grenzkontrollen in Frage zu stellen, um das Flüchtlingsproblem zu entschärfen. In Deutschland machen sich vor allem in Bayern und Sachsen viele für eine zumindest gelegentliche Verschärfung der Grenzkontrollen stark. Sachsens Innenminister Markus Ulbig will das Schengen-Abkommen zwar nicht aushebeln, aber man müsse darüber nachdenken, «Ausnahmeregelungen zu erweitern». Schengen-Kritiker verweisen auf die Erfahrungen rund um den jüngsten G-7-Gipfel im bayrischen Elmau. Um

Krawalltouristen abzufangen und die Teilnehmer zu schützen, wurden an deutschen Grenzübergängen vorübergehend und befristet Kontrollen eingeführt. Das Schengen-Abkommen, das einen Wegfall der Grenzkontrollen brachte, war bis Mitte Juni ausgesetzt worden. Als Nebeneffekt griff die Polizei auch etliche Flüchtlinge auf, die illegal aus anderen EU-Staaten nach Deutschland reisen wollten. In Bayern meint jetzt Finanzminister Markus Söder, dass «das gesamte Schengen-System auf den Prüfstand gehört».

Spanien — Obwohl Spanien nahe an Afrika ist, haben im vergangenen Jahr bloss 5000 Flüchtlinge einen Antrag auf politisches Asyl gestellt – weniger als ein Prozent der Antragssteller in der gesamten EU. Während bis Anfang Juni in ganz Europa die Ankunft von 103 000 Flüchtlingen registriert wurde, entfielen auf Spanien lediglich 920. Dass so wenige die Option Spanien wählen, ist kein Zufall: Während Monaten müssen Flüchtlinge in der spanischen Exklave Melilla an der nordafrikanischen Küste ausharren, weil sich die spanischen Behörden viel Zeit mit der Bearbeitung des Asylantrags nehmen. Zuvor müssen die Afrikaner die marokkanischen Grenzachen passieren, was oft eine unüberwindbare Hürde darstellt. Auf's Festland dürfen die Flüchtlinge erst, nachdem ihr Antrag bewilligt ist. Zur Abschreckungspolitik gehört dann ein kühler Empfang. Spanien lässt die Ankömmlinge

Spanien lässt die Ankömmlinge spüren, dass sie nicht willkommen sind.

linge spüren, dass sie nicht willkommen sind. So wird ihnen nach sechs Monaten die Sozialhilfe gestrichen, und sie landen auf der Strasse, berichtet die Zeitung *El País*.

Ungarn — Auch Ungarns Regierung arbeitet an Massnahmen gegen den wachsenden Flüchtlingsstrom. In den ersten Monaten dieses Jahres waren es rund 50 000, mehr als im ganzen Jahr 2014. Jetzt will Budapest ein Gesetz verabschieden, welches erlaubt, Flüchtlinge an der Grenze zu Serbien abzuweisen. Der Nachbarstaat soll dabei zum sicheren Drittland erklärt werden. Dadurch würde es den Flüchtlingen verunmöglicht, in Ungarn einen Asylantrag zu stellen. *Pierre Heumann*

Kriminelle

Von Henryk M. Broder —
Wirklichkeit ist, was man
aus ihr macht.



Die Deutschen können sich mit allem arrangieren, mit schlechtem Wetter, schlechtem Essen, schlechten Manieren – nur nicht mit den Realitäten des Alltags. Nehmen

wir die Stadt Augsburg, eine halbe Bahnstunde nordwestlich von München, 280 000 Einwohner, davon etwa 90 000 mit Migrationshintergrund, das sind rund 35 Prozent der Stadtbevölkerung. Der «Anteil von Menschen mit ausländischem Pass an der Bevölkerung» liegt bei 19 Prozent. In der Kriminalstatistik der Stadt sind «ausländische Täter» freilich überproportional vertreten, mit 36 Prozent. Bei Ladendiebstahl und Betrug sind es sogar 41 Prozent, bei Raub 43 Prozent und bei Bedrohung 46 Prozent.

Nun suchen die Bürger der Stadt nach einer Erklärung für dieses Phänomen. «Sind Menschen, die aus dem Ausland kommen, tatsächlich krimineller?», fragt die *Augsburger Allgemeine*, und ein Sprecher der Polizei antwortet, ein Pass sei nicht entscheidend für die Frage, ob jemand straffällig wird, es gebe immer ein Bündel von Ursachen, wesentlich sei nicht die Nationalität, sondern «Faktoren» wie «sozialer Status der Familie und Bildungsstand». Und bei Menschen mit ausländischem Pass sei es eben so, dass sie noch immer «einen niedrigeren sozialen Status» hätten. Woraus folgt: «Eine gute Sozialpolitik verhindert Kriminalität.»

Wie schön wäre es, könnte man kriminelles Verhalten im Ansatz unterbinden, indem man jedem Menschen mit einem «niedrigen sozialen Status» einen Sozialarbeiter zur Seite stellt.

Natürlich ist die Nationalität für das Verhalten nicht entscheidend, das Merkmal «Ausländer» allein begründet keinen Anfangsverdacht. Aber seit der Öffnung der EU-Grenzen zum Osten hat jene Form der Kriminalität rasant zugenommen, die – sagen wir es höflich – im Kosovo oder in Rumänien eher zum Alltag gehört als in Dänemark. «Niedriger sozialer Status» ist ebenfalls keine Erklärung für kriminelles Verhalten. Weder für Bio-Deutsche noch für Ausländer. Es muss noch etwas dazukommen – fehlender Respekt vor dem Gesetz und eine Ellenbogenmentalität, die in einigen Kulturen weiter verbreitet ist als in anderen.

Wirklichkeit ist, was man aus ihr macht. Der Euro ist eine Erfolgsgeschichte, und offene Grenzen sind ein Segen.

Unechter Wettbewerb

Von Kurt Schiltknecht — Es sollte über die Ursachen der Korruption nachgedacht werden: Wer an einer möglichst sauberen Wirtschaft interessiert ist, setzt sich für den freien Markt ein.

Seit die Polizei einige Fifa-Funktionäre verhaftet hat, ist Korruption wieder einmal in aller Munde. Doch statt zu moralisieren oder schärfere Gesetze zu verlangen, sollte über die Ursachen der Korruption nachgedacht werden. Wenn die Staaten den Wettbewerb in der Wirtschaft immer mehr ausschalten, zunehmend Aufgaben und Rechte an sich reißen und die marktmächtigen Unternehmen weitgehend frei schalten und walten lassen, schafft dies einen guten Nährboden für Korruption. Immer mehr Preise werden heute durch staatliche Eingriffe bestimmt. Diese Preise widerspiegeln deshalb nicht mehr Angebot und Nachfrage.

Indem der Staat unter dem Vorwand, sozial zu sein, die Preise unterhalb von denjenigen festsetzt, die sich auf einem freien Markt ergeben würden, schafft er einen Nachfrageüberhang. Je grösser die Differenz zwischen dem Markt- und dem vom Staat festgelegten Preis ist, umso schwieriger wird die Zuteilung der Güter. Dies lässt sich sehr schön am Wohnungsmarkt zeigen. Wer möchte nicht in einer schönen, vom Staat subventionierten Wohnung an einer schönen Lage zu einem sehr niedrigen, nicht marktkonformen Preis wohnen? Nur ein Teil der Mieter kommt in den Genuss eines solchen Geschenkes. Wer davon profitieren kann, wissen die Götter. Sind es Freunde, Parteigenossen oder gar diejenigen, die mit kleineren und grösseren Geschenken sich einen Vorteil bei der Zuteilung versprechen? Wie immer auch die Zuteilung erfolgt, sie ist in jedem Fall arbiträr und für jene, die nicht zum Zuge kommen, ungerecht.

Solche und ähnliche Probleme gibt es immer, wenn der Staat Rechte, Dienste oder Güter zu nicht marktkonformen Preisen abgibt. Der Versuch, die Zuteilungen mit komplexen Regulierungen gerecht zu machen, endet immer in einer ineffizienten Bürokratie und in vielen fragwürdigen Entscheidungen. Die Zahl der Interessengruppen, welche die Märkte mit der Absicht aushebeln wollen, von der Zuteilung von Gütern und Dienstleistungen zu nicht marktkonformen Preisen profitieren zu können, nimmt laufend zu.

Die Staaten versuchen seit Jahren, die Konsumenten durch ein Verbot von Monopolen und Kartellen vor überhöhten Preisen zu schützen. Inzwischen sind aber viele Unternehmungen so gross geworden, dass sie, auch ohne über eine explizite Monopolstellung zu verfügen oder

Kartellabsprachen zu treffen, den Markt manipulieren können. Der Libor- und der Devisen-Skandal haben gezeigt, dass die Wahrscheinlichkeit betrügerischer Aktivitäten umso grösser wird, je dominanter einzelne Akteure auf den Märkten sind. Auch aus diesem Grund und nicht nur wegen der *too big to fail*-Problematik sollten die grossen Banken redimensioniert werden. In allen Märkten, die von einigen wenigen Akteuren dominiert werden und auf denen kein echter Wettbewerb spielt, besteht ein Risiko von betrügerischem Verhalten.

Bestechung der Einkäufer

Für die Aufrechterhaltung eines freien Wettbewerbs genügt es nicht, wenn die Staaten das Augenmerk nur auf die Konsumenten richten. Auch das Nachfrageverhalten von marktdominierenden Gesellschaften beim Einkauf ihrer Produkte und Dienstleistungen sollte unter dem Wettbewerbsaspekt beobachtet werden.

Es lässt sich nicht übersehen, dass immer mehr kleine und mittlere Unternehmen den grossen Gesellschaften auf Gedeih und Verderb ausgeliefert sind. Die Probleme sind vor allem dann gross, wenn ein Unternehmen wenig spezialisierte Produkte herstellt. Um zu verhindern, dass ein dominanter Kunde zu einem anderen Unternehmen wechselt, können die

Lieferanten die Einkäufer zu bestechen versuchen. Denkbar ist aber auch, dass der Einkäufer die schwierige Lage des Lieferanten ausnutzt und ihn erpresst. Aus diesen Gründen haben viele, aber nicht alle grossen Unternehmen im Einkauf ausgeklügelte Kontrollmechanismen eingebaut. Es ist aber auch möglich, dass ein Grossabnehmer seine Marktmacht nutzt, um die Preise auf ein für die Lieferanten existenzgefährdendes Niveau zu drücken. Dies eröffnet ihm dann die Chance, den Lieferanten zu einem günstigen Preis zu übernehmen.

Die Liste der Beispiele, in denen fehlender Wettbewerb Korruption und ineffizientes Wirtschaften begünstigt, kann beliebig verlängert werden. Wer an einer möglichst sauberen Wirtschaft Interesse hat, sollte sich deshalb für den freien Wettbewerb einsetzen. Dieser ist nicht nur ein Garant, dass die Konsumenten die gewünschten Produkte zum günstigsten Preis erhalten. Er trägt auch dazu bei, dass es weniger Möglichkeiten zu Korruption und anderen Betrügereien gibt.



Chinas neue Kulturrevolution

Von Hansrudolf Kamer — Chinas oberster Führer, Xi Jinping, bekämpft die Korruption wie keiner vor ihm. Er schaltet alte und neue Rivalen aus und «läutert» wie einst Mao die Partei. Er sät auch am eigenen Ast.



Korruption hat viele Namen. Beziehungspflege, Pfründenpolitik, Nepotismus oder was die Weltbank den «Missbrauch eines öffentlichen Amtes für privaten Gewinn» nennt, prägen die Menschheitsgeschichte bis heute. Normalerweise sind die am meisten korrupten Länder arm, undemokratisch und wettbewerbsschwach.

China ist nur undemokratisch. Die chinesische Korruption ist uralte, endemisch, das notwendige Schmiermittel, ohne das gar nichts läuft. Sie ist in der chinesischen Kultur tief verwurzelt, in allen Lagern und Schichten. Wer sie ausrotten will, muss mit Verlusten rechnen. Sie ist auch ein bewährtes Mittel im politischen Machtkampf.

China ist nur undemokratisch. Die chinesische Korruption ist uralte, endemisch, das notwendige Schmiermittel, ohne das gar nichts läuft. Sie ist in der chinesischen Kultur tief verwurzelt, in allen Lagern und Schichten. Wer sie ausrotten will, muss mit Verlusten rechnen. Sie ist auch ein bewährtes Mittel im politischen Machtkampf.

Der alle überragende Xi Jinping, Präsident und Parteichef, führt den grössten und expansivsten Krieg gegen die Korruption seit den Zeiten Maos. Es ist gleichzeitig ein Feldzug gegen jede Opposition. Gestärkt wird damit zunächst einmal die persönliche Stellung Xis. Er schaltet alte Rivalen aus und soll das Aufkommen neuer verhindern.

Zuerst wurde die Partei unter Xis Führung von Bo Xilai «gesäubert», dem gefährlichen Populisten aus Chongqing. Dann folgte Zhou Yongkang, der ranghöchste Apparatschik, der je den Korruptionskämpfern zum Opfer gefallen ist. Zhou stellte als ehemaliger Chef des ganzen Sicherheitsapparates und des staatlichen Energiesektors eine reale Gefahr für Xi dar. Er wusste um alle Geheimnisse der Parteilite.

Abschreckendes Beispiel Sowjetunion

Inzwischen ist auch das ehemalige Politbüro-Mitglied Ling Jihua, ein enger Gefolgsmann von Xis Vorgänger als Parteichef, Hu Jintao, ins Fadenkreuz der Ermittler geraten. Gegen Guo Boxiong, einen ehemaligen hohen Offizier und Vizevorsitzenden der Zentralen Militärkommission, die Xi präsidiert, wird ebenfalls ermittelt. Xu Caihou, einer der ranghöchsten Befehlshaber der Volksbefreiungsarmee und Mitglied des Politbüros, starb augenscheinlich an Krebs, bevor er vor ein Militärgericht gestellt werden konnte.

Wer die Kriminalromane von Qiu Xiaolong mit dem Gedichte schreibenden Inspektor

Chen Cao liest, dem ist die Zentrale Disziplinar-Inspektionskommission der Partei bestens bekannt. Sie steht über dem Gesetz, ist niemandem Rechenschaft schuldig. Ihre Untersuchungen und ihr Vorgehen sind völlig undurchsichtig. Sie ist Xis hauptsächliche Waffe, um seine Gegner auszuschalten. Ihr Leiter, Wang Qishan, ist ein Machtfaktor in Eigenregie geworden.

Xi und sein Gefolge argumentieren, dass die Kampagne notwendig sei, um das Ansehen der Partei in der Bevölkerung zu verbessern. Und dies wiederum ist notwendig, um Schlimmes zu vermeiden. Das Stichwort lautet «Stabilitätserhaltung». Politische Stabilität ist das Alpha und Omega der chinesischen Politik. Der Absturz ins Chaos – wie so oft in der Geschichte – soll unter allen Umständen vermieden werden. Das Beispiel der Sowjetunion wirkt noch immer abschreckend.

Im Zuge dieses löblichen Bestrebens ist in den letzten Jahren, also auch schon unter Xis Vorgängern, der Kontrollapparat stark erweitert und den technischen Erfordernissen der Gegenwart angepasst worden. Die Überwachung des Internets und die Zensur der elektronischen Medien und Kanäle sind verstärkt worden. Das öffentliche Sicherheitsbüro, die Nachrichtendienste der Polizei und der Provinzverwaltungen, die bewaffnete Volkspoli-

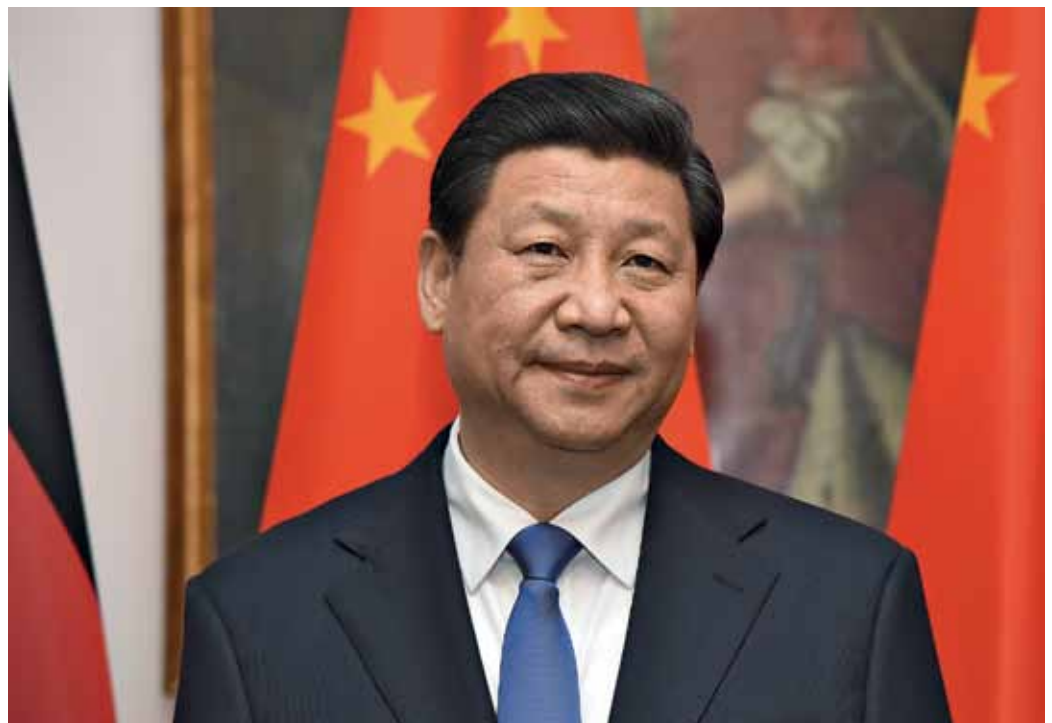
zei, die paramilitärischen Milizen, die lokalen «Stabilitätserhaltungseinheiten», die städtischen Patrouillendienste – dies alles ist personell, finanziell und technisch aufgerüstet worden.

Die Richtung ist klar, die Wirkung weniger. In einem autoritären System wie jenem Chinas gewährleisten nicht Politiker und Beamte, die das Vertrauen der Untertanen genießen, die Stabilität, sie beruht auf Seilschaften und Patronage. Die Chefs erhalten Unterstützung, indem sie ihren Gefolgsleuten Wohlstand und Karriere versprechen und ihre Erträge mit ihnen teilen. Das hält das System zusammen, das ist genau das, was der Westen Korruption nennt.

Kampf gegen Tiger und Fliegen

Xis Feldzug gegen die Korruption richtet sich nicht nur gegen die «Tiger», die bekannten Namen der obersten Schicht, sondern vielmehr noch gegen die «Fliegen», das mittlere Management und lokale Beamtengruppen. Indem Xi dieses System schwächt, unterminiert er mittelfristig seine eigene Machtstellung. Die letzten beiden Vorgänger Xis, Jiang Zemin und Hu Jintao, sollen nach Angaben von Hongkonger Medien den obersten Führer aufgefordert haben, nun auf die Bremse zu treten.

Seit der brutalen Niederschlagung des Protestes auf dem Tiananmen-Platz 1989 wird politische Ruhe mit wirtschaftlicher Prosperität erkaufte. Auch die jüngste Abschwächung des Wirtschaftswachstums ändert daran kaum etwas. Doch der überbordende Kampf gegen die Korruption zermürt wie einst die Kulturrevolution die schon brüchige Herrschaft der Partei. Wer Wind sät, kann Sturm ernten.



Brüchige Herrschaft: Xi Jinping.

Entführung ins Paradies

Von Christoph Mörgeli

Die Entführung ins Paradies geschah ohne jede Kritik. Genau wie es die sanfte Regie der gelenkten Bundeskommunikation vorsah. Am Wochenende berichteten die Medien, Bundesrat Didier Burkhalter habe die Eröffnung der «Europaspiele» in Aserbaidzhan besucht und im Bundesratsjet einen dortigen Menschenrechtsaktivisten mitgebracht. Dies nach Absprachen mit dem autoritären Präsidenten Ilham Alijew, der froh ist, einen Kritiker ausser Landes zu wissen. Doch sorgt Burkhalter für Meinungsvielfalt in einem Gastland, wenn er die Opposition einfach ausfliegt?

Niemand hakte nach. Warum fanden die ersten «Europaspiele» in Asien statt? Was verbindet den soften Didier Burkhalter mit brutalen Kampfdisziplinen wie Karate, Sambo oder Taekwondo? Warum besuchte nicht Sportminister Ueli Maurer die Pseudo-Olympiade? Wollte er den Sportanlass nicht zu einem diplomatischen Handstreich missbrauchen? Warum hat unser Land 2014 geschwiegen, als Aserbaidzhan den Vorsitz im Europarat bekleidet hat? Liegt es an der neutralen Schweiz, den vorderasiatischen Staat jetzt international als Menschenrechtsverletzer vorzuführen?

Der Journalist Emin Huseynow ist vor zehn Monaten in die Schweizer Botschaft geflüchtet; die Sendung «Rundschau» unseres Monopolfernsehens machte es öffentlich. Burkhalter ist mit ihm jetzt per Bundesratsjet nach Belpmoos geflogen, ist aber selber schon in Zürich ausgestiegen. Für einen Vortrag, zu dem die Freisinnig-Demokratische Partei und die überparteiliche *Neue Zürcher Zeitung* gemeinsam einluden. Den Menschenrechtler Huseynow übergab man dem kommunistischen Anwalt und Terroristen-Verteidiger Marcel Bosonnet; sein Klient wird schlank und rank durchs Asylverfahren schlüpfen.

Burkhalters Aktion bedeutet ein gefährliches Präjudiz: Wenn Wikileaks-Gründer Julian Assange oder Whistleblower Edward Snowden eine Schweizer Botschaft erreichen, sind auch sie asylwürdig – mit unwägbar diplomatischen Folgen. Schlimmer noch: Schon Ruth Dreifuss hat zwanzig Flüchtlinge aus Mazedonien eingeflogen. Unsere Bundesräte führen sich auf wie gesalbte Könige. Normalbürger hingegen dürfen nicht Gutmenschen spielen und jeden Geplagten und Verfolgten dieser Welt heimbringen. Eigentlich wäre jeder vor dem Gesetz gleich. Nötig wäre mehr Schweiz in Aserbaidzhan. Doch wir haben immer mehr Aserbaidzhan in der Schweiz.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Zwanzigmal die Billag-Gebühren

Von Peter Bodenmann — Bauern und vertikale Importkartelle saugen die Haushalte aus.



Mehr Subventionen, höhere Preise: Schweizer Bauern.

Die Schweiz zählt rund vier Millionen Haushalte. Jeder Haushalt bezahlt – verglichen mit Deutschland – 3500 Franken zu viel für landwirtschaftliche Produkte. Dies belegt detailliert die hochinteressante Studie des Bundesrates zum Schweizer Mittelstand.

Macht pro Jahr einen Kaufkraftverlust von vierzehn Milliarden Franken. Und das, obwohl Bund, Kantone und Gemeinden die Bauern zusätzlich mit vier Milliarden Franken direkt subventionieren. Umgerechnet und runtergebrochen mit rund 4000 Franken pro Hektare, da wir nicht mehr als eine Million Hektaren landwirtschaftliche Fläche in der Schweiz haben.

Die ständig unzufriedenen Schweizer Bauern kassieren doppelt so hohe direkte Subventionen wie die weit zufriedeneren Bauern in Bayern und im Tirol. Und verlangen doppelt so hohe Preise. Die Schweizerinnen und Schweizer beginnen mit den Füßen und den Autopneus abzustimmen. Sie kaufen immer mehr Waren im Ausland ein. Unter der Woche zieht es die Rentner nach Lörrach und Konstanz. Am Wochenende die Familien. Mit der Aufhebung des Mindestkurses hat sich der Trend verstärkt.

In der Zwischenzeit fordert auch der neue Coop-Chef Joos Sutter die Wiedereinführung eines neuen Euro-Mindestkurses. Als Sofortmassnahme gegen die beginnende SVP-Rezession. Das ist sinnvoll, reicht aber leider nicht aus. Wir müssen die Zölle für landwirtschaftliche

Produkte auf EU-Niveau senken. Und gleichzeitig die vertikalen Importkartelle zerschlagen, die uns pro Jahr noch einmal um 4000 Franken pro Haushalt abzocken.

Die Schweizerinnen und Schweizer würden nicht mehr ins Ausland pilgern, um sich ihre Filets und Steaks zu posten. Die Grenzwächter könnten sich wieder auf ihre Kernaufgaben konzentrieren, statt Pouletbrüstchen zu jagen. Noch wollen sich noch zu wenige mit den gierigen und unproduktiven Bauernpolitikern und vertikal organisierten Sofa-Importeuren anlegen. Stattdessen organisiert der neue Gewerbe-Talib Bigler erfolgreich Tontaubenschüssen auf Nebenschauplätzen.

Für die Bauern bezahlt jeder Haushalt pro Jahr 4000 Franken zu viel. Für die vertikalen Importkartelle noch einmal 4000 Franken zu viel. Für die SRG bezahlte der gleiche Haushalt bisher 460 Franken, neu weniger als 400 Franken. Somit neu zwanzigmal weniger als unnötigerweise für Bauern und vertikal organisierte Sofa-Importeure.

Dieser Irrsinn funktioniert nur, weil die SRG lieber auf allen Sendern Bauernkitsch pflegt, anstatt endlich die wahren Grössenordnungen zu vermitteln. Wer nicht einmal die Studien des Bundesrates liest, den bestraft der Bigler.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Eine Gelegenheit wie nie

Von Kurt W. Zimmermann — Wenn die Schweizer Verleger es klug anstellen, dann sind sie ab 2017 die echte Konkurrenz zur SRG.

Ein Hinweis vorweg. Diese Kolumne wird viele Zahlen haben. Aber Zahlen braucht es, wenn man ein neues Projekt vorstellen will.

Das neue Projekt ist die erste erfolgreiche Konkurrenz zum Schweizer Fernsehen. Das Projekt wird realisiert von den Verlagshäusern. Sie können dafür ein Budget von 80 bis 100 Millionen aufbringen. Sie können dies, im Vergleich zu heute, ohne Zusatzkosten.

Die Gelegenheit ist günstig wie nie. Seit der verpassten Vertrauensabstimmung vom letzten Sonntag ist die SRG angezählt. Sie wird ihr heutiges Programm mit seiner Überdosis an Unterhaltung politisch nicht mehr halten können.

Das ist die Chance der Deutschschweizer Medienunternehmen. Sie haben sieben konzessionierte TV-Regionalsender. Es sind Tele M1, Tele Bärn, Tele 1, Tele Top, TVO, Tele Südostschweiz und Tele Basel. Sie haben zusammen ein Ausgabenbudget von 48 Millionen.

Dazu kommen die zwei nicht konzessionierten Sender TV 24 und Tele Züri, die ebenfalls in Verlegerbesitz sind. Tele Züri ist mit 15 Millionen der teuerste Regionalsender im Land. Damit sind wir schon bei einem Gesamtbudget von rund 70 Millionen.

Es wird noch besser. Nachdem nun das neue Rundfunkgesetz in Kraft ist, bekommen die privaten Verleger 10 Millionen an zusätzlichen TV-Subventionen. Damit erreicht ihr Gesamtbudget schon 80 Millionen für einen gemeinsamen Kanal. 80 Millionen sind viel.

Zum Vergleich: TV3, der bisher teuerste Angriff auf den Staatssender, hatte ums Jahr 2000 für sein Vollprogramm ein Budget von 58 Millionen. Weil seitdem Produktion und Sende-rechte viel billiger geworden sind, würden heute 45 Millionen für dasselbe Angebot ausreichen.

Und noch fehlen die beiden grössten Verlagshäuser im Anti-SRG-Verbund. Es sind Tamedia und Ringier, die keine Schweizer TV-Sender betreiben.

Um die beiden auch ins Boot zu holen, müssen wir nun etwas Personalpolitik machen. VR-Präsident des Konkurrenzsenders würde Martin Kall, der frühere Topmann bei Ringier und Tamedia und bekannt als perfekter Kostenmanager. Ich habe ihn vorgewarnt. Er müsste die zwei grössten Verlagshäuser für ein Investment überzeugen. Er könnte das. Damit liegt das Gesamtbudget bei mindestens 100 Millionen.

Auch einen Programmdirektor haben wir schon, Christoph Bürge, früherer Unterhal-



Perfekter Kostenmanager: Martin Kall.

tungschef von Sat 1, dann operativer Leiter von Endemol Schweiz und nun der Freddy-Burger-Gruppe. Er wäre als SRG-Widersacher die beste Wahl. Auch er ist vorgewarnt.

Mit einem Budget um die 100 Millionen lässt sich in der Deutschschweiz tatsächlich erfolgreiches TV machen. Das Programmschema ist kein Problem. Der Verleger-Kanal bietet rund um die Uhr ein Vollprogramm, er fokussiert in der Primetime auf Unterhaltung wie Shows, Filme und Serien, dazu Dokumentationen und Reportagen.

Am Vorabend trennt sich der Sender in acht parallel ausgestrahlte Informationsfenster. Jeder der acht beteiligten Regionalsender fährt dann einen eigenen Nachrichtenblock, primär mit selber produzierten regionalen News, ergänzt durch gemeinsam produzierte nationale News. Das regionale News-Fenster wird am späteren Abend wiederholt.

Vom Budget von rund 100 Millionen wird knapp die Hälfte in die Unterhaltung fließen. Etwa 35 Millionen braucht es für die Information. Der Rest ist für Rechte, Lizenzen und Administration.

Rechtlich gibt es im Vergleich zu früher weniger Hindernisse. Das neue Radio- und TV-Gesetz müsste die beschriebene Kooperation zulassen.

Zwei Jahre Vorbereitung braucht es. 2017 wäre Sendestart.

Jeb's Frauen

Von Beatrice Schlag — Der kubanische Kandidat.

Dass der Republikaner John Ellis Bush, Jeb genannt, früher oder später ins Präsidentschaftsrennen steigen würde, zeichnete sich seit Monaten ab. Ernsthaftige Erwägungen darüber, ob George W. Bushs jüngerer Bruder reale Chancen habe, als dritter Bush ins Weisse Haus einzuziehen, sind so gut wie unmöglich. Solange weder die Liste seiner republikanischen Mitkonkurrenten noch die der demokratischen Anwärter komplett sind, sind Einschätzungen über die politischen Aussichten des ehemaligen Gouverneurs von Florida pure Spekulation. Das weiss jeder Journalist. Also begnügt man sich damit, dem politisch und rhetorisch noch eher blassen Kandidaten Farben und Konturen zu verleihen. Das tut man zum Beispiel, indem man Konkurrenten zitiert wie seinen Mitkandidaten und ehemaligen politischen Protegé Marco Rubio, der sagt, Jeb sei «praktisch ein Kubaner, nur grösser». Ob das als Kompliment oder als Warnung gemeint ist, sei dahingestellt. Washington ist nicht Florida.



Man kann auch im verbalen Sündenregister des Neokandidaten kramen und alte Zitate wieder in Erinnerung rufen. «Was ich für die Schwarzen tun werde?», fragte Jeb Bush 1994 während des Gouverneurswahlkampfes in Florida. Seine Antwort: «Gar nichts.» Zu den wirtschaftlichen Problemen lediger Mütter sagte er: «Sie müssen einen Mann finden, der für sie sorgt.» Er verlor die Wahl, gewann aber vier Jahre später mit überwältigendem Stimmenmehr unter kubanischen und mexikanischen Einwanderern, das er nicht zuletzt seiner aus Mexiko stammenden Ehefrau Columba verdankte.

Columba selber liefert gegenwärtig ebenfalls ergiebigen Gesprächsstoff, seit sie als Gouverneursgattin sagte, sie rede nie mit ihrem Mann über Politik, sondern «über unsere Kinder, Katzen, Hunde und dumme Sachen». Was für eine First Lady sie denn abgeben würde? Und wie wird die an Politik uninteressierte Columba mit Jeb Bushs langjähriger Beraterin Sally Bradshaw, genannt «Titan-Magnolie», während des langen Wahlkampfes zurecht kommen, wo die zwei Frauen sich angeblich nicht riechen können? Zickenkrieg im Bush-Lager statt politischer Programmdiskussionen: Die Hundstage sind schon da.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf ich einer Freundin erzählen, dass ich zum zweiten Mal schwanger bin, wenn sie selbst seit langem verzweifelt und bisher erfolglos versucht, ein Kind zu bekommen?

Silvia Maurer, Aarau

Fakten verschweigen ändert ja nichts an der Tatsache, dass Sie schwanger sind. Zudem ist es nur eine Frage der Zeit, bis das Babybäuchlein sichtbar wird. Allerdings sollten Sie im Umgang mit der Freundin auf ein «Halleluja ich bin schwanger» verzichten. Viel besser wäre es, mit ihr über das zu sprechen, was sie bedrückt. Auch wenn dadurch keine Schwangerschaft entsteht, wirkt ein offenes Ohr wie Balsam auf die Seele. *Julia Onken*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Endlich wird der Augiasstall ausgemistet.»

Jan Kansy

Schwarznasen

Nr. 24 – «Angriff der US-Justiz»;
Berichterstattung zur Fifa

Da müssen einem ja die Tränen kommen... Das Unschuldslamm. Dagegen sind die Walliser Schwarznasen richtig bestrickend. Die Fifa, der Schandfleck Zürichs. Endlich wird der Augiasstall ausgemistet.

Jan Kansy, Zürich

Trotz Ihrer vorzüglichen Berichterstattung über Blatter gähnt mich das Thema langsam an. Ich möchte lieber etwas Gescheites von Thomas Matter bezüglich des Bankgeheimnisses lesen.

Fritz Grob, Regensdorf

Selbstgerechte Bundespräsidentin

Nr. 24 – «Endlich Weissport-Strategie?»;
Kolumne von Peter Bodenmann

Für einmal hat der Autor recht: «Die USA kümmern sich – wenn es ihren Interessen dient – einen Dreck um Völkerrecht und Menschenrechte.» Ausgerechnet Frau Bundespräsidentin Sommaruga, die keinen Anlass auslässt, um über Menschen-, Völker- und Asylrecht zu moralisieren, gibt in blindem, vorseilendem Gehorsam grünes Licht für die Auslieferung der Fifa-Männer an die USA. Was die Herren dort zu erwarten haben, dürfte insbesondere uns Schweizern klar sein. Raoul Weil lässt grüssen! Die Presse auf jeden Fall hat bereits vor Prozessbeginn – hüben wie drüben – schon vorverurteilt, wie unschwer zu erkennen ist. Das scheint aber unsere selbstgerechte Bundespräsidentin nicht weiter zu stören.

Alois Staub, Hagedorn

Grosse Ungerechtigkeit

Nr. 24 – «Bleiberecht für alle»;
Philipp Gut über Einwanderung

Dieser Artikel beleuchtet einen Skandal, der merkwürdigerweise schon jahrelang geduldet wird, ohne dass irgendeine Instanz einschreitet. Man glaubt es fast nicht: Schon vor etwa zwanzig Jahren wurden Schulpflegen und Schulhausvorstände in der Stadt Zürich dazu aufgerufen, Kinder von illegal Anwesenden einzuschulen und dabei aber unter keinen Umständen Migrationsbehörden oder Einwohnerkontrollen zu informieren. Sicher hatte und hat es bei den Sans-Papiers nette, anständige und bedauernswerte Leute, und das hielt einen in den Schulhäusern tatsächlich oft davon ab, solche Fälle an die grosse Glocke zu hängen. Trotzdem ist die Sache aus zwei Gründen skandalös.



«Unschuldslamm»: US-Justiz.

Erstens sollte es ja in einem Rechtsstaat niemals wahr sein können, dass die eine Behörde offiziell dazu aufruft, die andere zu hintergehen, und zweitens schafft dieser Zustand eine grosse Ungerechtigkeit. Wie oft im Leben sind die anständigen Leute dabei die Dummen, jene korrekten Asylsuchenden nämlich, die sich ordnungsgemäss melden und ihre Pässe nicht verschwinden lassen. Jetzt, im Jahre 2015, wo alle Dämme in Sachen Zuwanderung und Asylbegehren brechen, wäre es höchste Zeit, dass auch dieses Problem angegangen wird.

Hans-Peter Köhli, Zürich

Hassprediger

Nr. 24 – «Raus aus dieser dreckigen Welt»;
Kurt Pelda über Dschihadisten in Winterthur

Erschreckend, dieser Bericht über die An-Nur-Moschee in Winterthur. Es ist möglich, dass die rechtliche Grundlage fehlt, um diese Moschee zu schliessen. Zumindest ist der dort predigende Hassprediger Selman Ramadani auszuweisen. Wenn sämtliche Winterthurer Dschihadisten dort verkehren, dort radikalisiert werden und ihre Hassbotschaften weiterverbreiten, muss nun endlich eingeschritten werden. Oder wollen wir zuwarten, bis die ersten islamischen Fanatiker, in Syrien oder im Irak ausgebildet, zurückkehren und bei uns in der Schweiz Terror-Attentate verüben?

Silvia Dudli, per E-Mail

Zum Lachen

Nr. 24 – «Kunst aus alten Socken»,
«Auszeichnung eines Angstmachers»;
Kunstberichterstattung

Im einen Artikel thematisieren Sie die Absurditäten der gegenwärtigen Ausbildung zu Gegenwartskünstlern und deren abstruse Produktionen. Ein paar Seiten weiter hinten loben Sie einen ebensolchen Künstler als Provokateur, der das Publikum zum Beispiel durch Kühlschränke kriechen lässt. Mir persönlich macht Christoph Büchel keine Angst, sondern bringt mich zum Lachen. Dafür danke ich der *Weltwoche*. Und vergessen Sie nicht, die gewalzten Socken werden der Künstlerin im ersten Artikel einmal von Sammlern zu astronomischen Preisen aus den Händen gerissen werden. Wenn diese Einkünfte in der Schweiz versteuert werden, ist doch wieder alles in Ordnung.

Klaus Ehrmann, Merzhausen (D)

Wirklich traurig

Nr. 24 – «Der therapierte Entführer»;
Alex Baur über einen Familienentführungsfall

Das Schicksal der beiden Töchter von Zain Tlais ist wirklich traurig. Der tragische Fall hätte allerdings verhindert werden können, wenn die Schweizer Justiz hart durchgreifen und nicht auf die Sozialindustrie hereinfallen würde. Ich hoffe, dass die Geschichte für die beiden jungen Frauen ein gutes Ende nehmen wird. Sicher werden sie aus der Ehe ihrer Mutter etwas gelernt haben. *Jean-Pierre Kousz, Maur*

Selbsthypnose

Nr. 24 – «Solar am Puls»;
Kolumne von Andreas Thiel

Einfach grossartig, dieses fiktive Interview von Andreas Thiel mit Bertrand Piccard! Man darf gespannt sein, welche abstrusen Ideen der Ballonfahrer und Hypnotiseur wieder ausbrüten wird, um seinen Ego-Trip fortsetzen zu können. Oder vielleicht doch mal eine Selbsthypnose, um zur Realität zurückzufinden?

Anita Vaucher, per E-Mail

Es ist einfach ein Genuss, die kurzen, aber sehr auf den Punkt gebrachten Zeilen zu lesen. Zutreffender kann man einfach nicht formulieren – Thiel beherrscht sein Handwerk hervorragend. Jedes Mal zaubert er mir ein Lächeln ins Gesicht. Super, weiter so!

Nadja Riedweg, Kirchberg

Tief in der Seele des EU-Turbos

Nr. 23 – «Personenkontrolle»
zu Moritz Leuenberger

Alt Bundesrat Leuenberger hat es in seiner «Euphorie» bewusst unterlassen, mit den Bi-

lateralen I den Anflug zum Flughafen Zürich über deutsches Gebiet abzusichern, trotz parallel laufenden Verhandlungen über einen neuen Staatsvertrag. Prompt wurde der alte Staatsvertrag von Deutschland gekündigt, am Tag nachdem das ahnungslose Volk den Bilateralen I zugestimmt hatte. Leuenberger hatte es nicht für notwendig gehalten, die Stimmbürger über die von Deutschland bereits vorher angedrohte Kündigung des Staatsvertrags zu informieren. Angesichts dieser schamlosen Manipulation der Stimmbürger lässt seine windige Rechtfertigung der politischen Lüge tief in die Seele eines EU-Turbos blicken.

Dieter Schmid, Steinmaur

Ständige Rubrik?

Nr. 23 – «Bewegend»;
Sprachkolumne von Max Wey

Tief bewegt habe ich zur Kenntnis genommen, dass sich endlich jemand des gänzlich vernachlässigten Themas Sprache angenommen, quasi ihm die Reverenz (nicht Referenz) erwiesen und einem besonders schmerzlichen Fall eine ganze Spalte gewidmet hat, was mich dazu bewogen hat, Ihnen mittels dieses Briefes meinen herzlichsten Dank auszusprechen. Wie schön und nützlich wäre es doch, wenn sich eine Sprach-Spalte als ständige Rubrik in der *Weltwoche* etablieren könnte! An krassen Fällen von Sprachverstössen, die der Behandlung bedürften, würde es wahrlich nicht mangeln. Vielleicht könnten Sie dadurch viele Menschen dazu bewegen, dem richtigen Sprachgebrauch wieder vermehrt Aufmerksamkeit zu schenken.

Verena Schmid, Reinach BL

Weltwoche allgemein

Der extreme Meinungsumschwung der *Weltwoche* bezüglich Landwirtschaftspolitik – festzustellen, seit Roger Köppel für die SVP kandidiert – lässt die Glaubwürdigkeit der *Weltwoche* unter die Gürtellinie fallen.

Fred Gyger, Steffisburg

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Einspruch

Absurde Einschätzung

Sepp Blatter gehört ganz sicher nicht zu den «ohnmächtigsten Mächtigen der Welt».

Blatter ist nicht Opfer, Blatter ist Täter. Und das nicht erst seit seinem präsidentialen Wahlkampf von 1998. Er war unter Präsident João Havelange siebzehn Jahre Generalsekretär des Weltfussballverbandes, eine Art Vereins-CEO, der – wenn überhaupt – von der Finanzkommission des Vereins nicht überwacht, sondern unterstützt wurde. Blatter war bei Horst Dassler und Adidas in die Schule gegangen. Dassler hatte in den siebziger und achtziger Jahren das Korruptionssystem à la Blatter erfunden und dazu die Sportrechtfirma ISL gegründet. Bevor ISL 2001 Konkurs ging, diente sie jahrelang als geniales Instrument, um Schmiergelder an hohe Fussballfunktionäre zu zahlen – ohne auf Fifa-Bankkonten Spuren zu hinterlassen. Die ISL-Schatullen hatte Blatter gleich selber füllen helfen. Er vergab der Firma die milliardenteuren TV- und Marketingrechte für die WM 2002 und 2006 durch skandalöse Duplicierung der Konkurrenz.

Zwei Jahre lang kämpfte Blatter gegen die Veröffentlichung einer Einstellungsverfügung der Staatsanwaltschaft Zug, welche die ISL-Schwarzgeldströme untersucht hatte. 2013 konnte die Öffentlichkeit dann doch mitlesen. Blatter trage als ehemaliger Generalsekretär und später als Präsident der Fifa die Hauptverantwortung für die «mangelnde Organisation des Unternehmens» und für die «Unterlassung strikter interner Reglementierungen», so die Staatsanwaltschaft. Dadurch wurde «verhindert, die Täter zu eruieren».

Wenn Chefredaktor Köppel in seinem Editorial (*Weltwoche* Nr. 23/15) schreibt, der Fifa-Präsident gehöre «zu den ohnmächtigsten Mächtigen der Welt», dann ist das absurd. Genauso absurd wie die Analyse seines Redaktors Beat Gygi über die «flexible Vereinsform», die es der Fifa-Führung nicht erlaube, ihren Mitgliedern Befehle zu erteilen. Genau das Gegenteil ist der Fall. Die Vereinsform nach schweizerischem Recht, im Verbund mit fehlenden Korruptionsgesetzen, ermöglichte es Herrn Blatter, ein durch und durch mafioses Netz zu spannen, in voller Absicht, mit vollem Bewusstsein. *Urs Schnell*



Finanz- und Steuerfragen stehen zuoberst auf seiner politischen Agenda: Paul Schlegel.

«König des Rheintals» am Abgrund

Das Firmenimperium von Paul Schlegel, FDP-Nationalratskandidat und bis vor wenigen Tagen höchster St. Galler, wackelt. In den letzten 45 Monaten wurde die Gruppe 46-mal betrieben. Wiederholt zahlte Schlegel die Sozialversicherungsbeiträge von Mitarbeitern nicht ein. Auch Privatleute hielt er hin. *Von Philipp Gut*

«Wir bewahren die Schweiz vor der Schuldenwirtschaft.» Website Paulschlegel.ch

Der Unternehmer Paul Schlegel war bis Ende Mai Kantonsratspräsident und somit höchster St. Galler. Jetzt will er noch höher hinaus: nach Bundesbern. Kürzlich hat Schlegel seinen Nationalrats-Wahlkampf eröffnet, wobei er das Präsidentschaftsjahr geschickt als Sprungbrett für den nächsten Karriereschub benützt: Im Kanton kennt ihn jetzt jeder. Seine Kandidatur erhält Unterstützung von bekannten Persönlichkeiten, darunter alt SVP-Bundesrat Adolf Ogi

(«Besonders gefällt mir an Paul, dass er die Menschen mag, sie zusammenbringt, gemeinsame Lösungen erreicht. Er hat mein Vertrauen, solche Männer brauchen wir in Bern»), FDP-Regierungsrat Willi Haag («Ich unterstütze Paul Schlegel») oder Dölf Früh, Verwaltungsratspräsident des FC St. Gallen («Paul Schlegel ist volksnah und offen, er politisiert gradlinig und lösungsorientiert»).

Ausstände von über einer halben Million
Auch ausserhalb der Politik ist Schlegel, den Weggefährten als jovialen Netzwerker, ja gar

als «König des Rheintals» beschreiben, vielfältig engagiert. Er gilt als Treiber des Grossprojekts «Expo Bodensee – Ostschweiz 2027», betätigt sich als Messeleiter und sitzt im Beirat der kantonalen Steuerexperten der Vereinigung der Privaten Aktiengesellschaften. Finanz- und Steuerfragen stehen denn auch zuoberst auf seiner politischen Agenda. «Wir bewahren die Schweiz vor der Schuldenwirtschaft»: Mit diesem Versprechen begrüsst Schlegel die Besucher seiner Website.

Doch jetzt zeigen Recherchen: Schlegel kämpft selber mit Schulden. Die letzten Jahre

stand die Schlegel Group permanent bei verschiedenen Gläubigern in der Kreide, die Gesamtsumme der zeitweiligen Ausstände beträgt weit über eine halbe Million Franken. Zu den Geschädigten gehören Privatleute wie Firmen. Aber auch Bund und Kanton sehen ihr Geld oft erst, wenn sie gegen den Politiker eine Betreibung einleiten. Allein im Zeitraum von September 2011 bis Ende 2014 verzeichnet das Register des Betreibungsamts Grabs-Gams vierzig Forderungen gegen die Schlegel Group.

Zu der von Schlegel beherrschten Gruppe gehören vier Tochterfirmen: die ABA – All Brokers Association GmbH, die «Beratung im

Insider gehen davon aus, dass Schlegel schon seit längerem mit Liquiditätsproblemen kämpft.

Bereich Versicherungen aller Art, Vorsorge, Finanzplanung, Finanzierung, Firmengründungen und Steueroptimierung» anbietet; die Swisimmopool GmbH («Vertrauensberatung für Immobilien in der Deutschschweiz, dem Tessin und dem Fürstentum Liechtenstein»); die Alvetia Rechts- und Unternehmensberatung GmbH; schliesslich Die Kommunalberatung GmbH, ein «neuzeitliches Businessmodell», das sich an Bund, Kantone und Gemeinden wendet.

Überall kommen Schulden zum Vorschein

Die Ausstände im Betreibungsregister reichen von Fr. 2525.75 bis zu Fr. 46 209.85. Gläubiger sind Unternehmen (Publicitas S. A., Smartphoto), vor allem aber Pensions- und Sozialversicherungskassen. Die grosse Mehrzahl der Forderungen stammt von der Ausgleichskasse Gewerbe St. Gallen. Die meisten dieser Forderungen hat die Schlegel Group schliesslich unter dem Druck der Behörde beglichen – einige an das Betreibungsamt, andere direkt an die Gläubiger.

Die vierzig offiziellen Betreibungen im erwähnten Zeitraum von gut drei Jahren haben bisher nicht zu einer besseren Zahlungsmoral geführt. In den ersten fünf Monaten 2015 – also bis zum Ende der Amtszeit Schlegels als Kantonsratspräsident – sind bereits wieder drei neue Betreibungen gegen die Schlegel Group eingeleitet worden. Weil Schlegel den Firmensitz nach St. Gallen verlegt hat, ist neu das Betreibungsamt St. Gallen dafür zuständig. Eine dieser jüngsten Betreibungen stammt von der kantonalen Ausgleichskasse, eine zweite von der Zürich Versicherungsgesellschaft und die dritte von der Schweizerischen Eidgenossenschaft, 3000 Bern (wegen der Mehrwertsteuer).

Es gehört zur bitteren Ironie dieser Geschichte, dass sich die am häufigsten hingehaltenen Gläubiger ausgerechnet aus jenen Krei-



«Solche Männer brauchen wir in Bern»: Adolf Ogi.

sen zusammensetzen, die erklärermassen zur Zielgruppe von Schlegels Kunden zählen: Versicherungen sowie staatliche Stellen. Bei den Ausständen zu Lasten der Ausgleichskasse handelte es sich um zu spät überwiesene AHV-Beiträge von Mitarbeitern. Aber auch mit Arbeitgeberbeiträgen an die Pensionskasse blieb die Schlegel Group teils mit Zehntausenden von Franken im Verzug.

Doch damit nicht genug: Überall, wo man genauer hinschaut, kommen Schulden zum Vorschein. Paul Schlegel ist nicht nur Chef der gleichnamigen Gruppe, sondern auch Verwaltungsratspräsident und Hauptaktionär der Schäfli Grabs Immobilien AG, der ein Landgasthof mit Mietwohnungen gehört. Allein im vergangenen Monat sind gegen sie zwei Forderungen in der Gesamthöhe von über 25 000 Franken eingegangen.

Zählt man diese Ausstände zusammen, so kommt man auf 46 Betreibungen in den letzten 45 Monaten. Im Durchschnitt wird Schlegels Firmenkonglomerat also im Monatsrhythmus betrieben. Und dies nicht etwa von dubiosen Gegnern, die böswillig irgendwelche Fantasieforderungen stellen, sondern von seriösen Unternehmen und vor allem – wie geschildert – von der Sozialversicherungsanstalt des Kantons St. Gallen.

Jeder Unternehmer, der etwas wagt, kann in Schwierigkeiten geraten – daran ist grundsätzlich nichts Verwerfliches. Der Fall Schlegel scheint aber anders zu liegen: Zahlungen zu verzögern und Schulden nicht oder nicht frist-

gerecht abzutragen – das hat hier offenkundig System. Insider gehen davon aus, dass Schlegel schon seit längerem mit Liquiditätsproblemen kämpft und dass er mit dem geliehenen Geld, das er aus allen möglichen – auch privaten – Quellen erschliesst, laufend die grössten Löcher stopft.

Wer nicht Druck macht, geht leer aus

Paul Schlegel sagt auf Anfrage, es seien «Fehler» passiert, aber diese seien unterdessen behoben worden: «Niemand hat heute mehr Geld zugut.» Als Grund für die zahlreichen Rückstände führt er organisatorische Probleme und Zeitmangel infolge seiner politischen Mandate an. Tatsache bleibt: Bund und Kanton, aber auch Firmen haben Schlegel jahrelang und regelmässig betrieben.

Einschlägige Erfahrungen machten auch ehemalige Mitarbeiter. Mehreren – die Namen sind der *Weltwoche* bekannt – wurden vertraglich fixierte Löhne oder die versprochenen Provisionen nicht rechtzeitig ausbezahlt. In einem anderen Fall – auch er ist dokumentiert – weigerte sich Schlegel, Überstunden auszuzahlen, zu denen er den Mitarbeiter aufgefordert hatte. Wie Betroffene berichten, kann der joviale Patron und Politiker rabiat bis ausfällig werden, wenn sie ihn an ihre Rechte und die Abmachungen erinnern. Wer nicht Druck macht und auf seinen Forderungen beharrt, werde schamlos ausgenutzt, so der Tenor. Entgegen den Aussagen von Paul Schlegel sind mehrere Beträge bis heute offen.

Bei der Vielzahl der Geschädigten ist es erstaunlich, dass der Fall bisher nicht an die Öffentlichkeit gelangte. Dieses Schweigen konnte Schlegel nur gelegen sein: So konnte er sein Geschäftsmodell der munteren Schuldenwirtschaft jahrelang unbehelligt fortführen. ○



EINLADUNG zum öffentlichen Anlass

mit **ROGER KÖPPEL**

Verleger / Chefredakteur DIE WELTWOCHTE, Nationalratskandidat

«Die Schweiz im Wahljahr – eine Standortbestimmung»

Mittwoch, 24. Juni 2015, Beginn: 20.15 Uhr
The Dolder Grand, Kurhausstr. 65, 8032 Zürich

Der Bund der Steuerzahler (BDS) freut sich auf Ihre Teilnahme!



Alfred Heer
Nationalrat,
Präsident



Thomas Fuchs
a/Nationalrat,
Geschäftsführer

Koranverteiler unterstützen den IS

Während die Stadt Zürich den Koranverteiler der Aktion «Lies!» einen Persilschein ausstellt, verbreiten die Aktivisten Propaganda für die Terroristen des Islamischen Staats (IS). Auf ein Winterthurer Postkonto kann man sogar Spenden für den IS überweisen. *Von Kurt Pelda*

«Bisher ist es in der Stadt Zürich zu keinen Problemen im Umfeld mit den «Lies!»-Standaktionen gekommen», schreibt der Zürcher Stadtrat als Antwort auf einen Vorstoss zweier SVP-Politiker, die kritische Fragen zur Koranverteilung auf öffentlichem Grund gestellt hatten. Das Verschenken des Korans geht auf die «Lies!»-Kampagne des deutschen Hasspredigers Ibrahim Abou-Nagie zurück, der auch für die eng damit verbundene Aktion «Die wahre Religion» verantwortlich ist. Von Deutschland hat sich die Kampagne inzwischen auch in die Schweiz und andere Staaten ausgebreitet. Ziel ist nicht nur das Missionieren, sondern auch die Verbreitung salafistischen Gedankenguts.

Der Zürcher Stadtrat betont allerdings, dass die Verschenkaktionen bisher friedlich abgelaufen seien und man keinerlei strafbare Handlungen festgestellt habe. Der Stadtrat wisse auch nichts über die personellen oder organisatorischen Hintergründe der Gruppierung. Zudem seien im Zusammenhang mit dem «Lies!»-Projekt keine Fälle von sogenanntem Anwerben oder einer Radikalisierung von Personen bekannt.

Vom Info-Stand in den Dschihad

So weit also der Kenntnisstand der Exekutive. Die Wirklichkeit sieht allerdings ein bisschen anders aus. Bilder auf Youtube zeigen zum Beispiel einen «Lies!»-Info-Stand auf dem Marktplatz in Zürich Oerlikon, wo auch der Arboner Dschihadist Alperen auftritt. Der Schweizer mit türkischen Wurzeln hat bereits zusammen mit Abou-Nagie in der deutschen Bodenseeregion Korane verschenkt und wurde dann auch an «Lies!»-Ständen in Winterthur, Schaffhausen und Zürich beobachtet. Am Ende verschwand der rührige junge Mann mit seiner inzwischen wieder zurückgekehrten Ehefrau in Syrien und begann, für die Terrororganisation Nusra-Front zu kämpfen, eine Al-Qaida-Filiale.

Auch die vier namentlich bekannten Dschihad-Reisenden aus Winterthur standen in Kontakt mit den Leuten von «Lies!». Zwei von ihnen verteilten sogar selber Korane in der Winterthurer Altstadt. Die drei jungen Männer, alles Lehrabbrecher, und ein 15-jähriges Mädchen schlossen sich dann dem IS in Syrien an. In Deutschland zitieren Medien eine Studie des Verfassungsschutzes, in der 378 Biografien von Dschihad-Reisenden untersucht wurden. Jeder fünfte Ausgereiste soll sich demnach durch die Koran-Aktion radikalisiert haben.



Die Stadtregierung ist zu wenig gut informiert: Koran-Stand von «Lies!» in Zürich Oerlikon.

Damit sei «Lies!» nach dem Einfluss von Freundeskreis, radikalen Moscheegemeinden und der Internetpropaganda der wichtigste Faktor bei der Radikalisierung, schreibt die Tageszeitung *Die Welt*. Mindestens drei der insgesamt acht deutschen Selbstmordattentäter, die sich im Irak oder in Syrien in die Luft gesprengt hätten, seien in Deutschland als Koranverteiler aufgefallen.

Wenn man sich in letzter Zeit die Facebook-Seite des «Lies!»-Projekts Schweiz ansah, gelangte man schnell zu einem anderen Schluss als der Zürcher Stadtrat. Vor einigen Tagen wurde dort ein – inzwischen wieder entferntes – Bild hochgeladen, das eine schwarze Flagge des IS zeigt mit dem muslimischen Glaubensbekenntnis und einem weissen Kreis mit den arabischen Wörtern «Allah, Gesandter, Mohammed».

Das Foto weist auf ein sogenanntes Kampfnaschid hin, einen religiös verbrämten Gesang, in dem der Dschihad gegen die westlichen «Unterdrücker» verherrlicht wird. Laut seiner englischen Überschrift ist das Lied dem IS gewidmet und beginnt mit den Worten «Der Staat des Islams hat nun Autorität, und er wird sie gegen die Unterdrücker einsetzen». In Syrien haben neben dem IS auch andere extremistische Gruppen diese Tonaufnahme verbreitet, darunter die Nusra-Front. Anstelle eines Kommentars hinterliess der Betreiber

der schweizerischen «Lies!»-Facebook-Seite nur einen Smiley mit vierblättrigen Kleeblättern auf den Augen – eine Art Glückssymbol.

Kommt das Geld beim IS an?

Im letzten Dezember hat das Parlament das Bundesgesetz über das Verbot der Gruppierungen IS und al-Qaida verabschiedet. Danach wird mit bis zu fünf Jahren Haft oder Geldbusse bestraft, wer sich in der Schweiz an diesen Organisationen beteiligt, sie personell oder materiell unterstützt, für sie oder ihre Ziele Propagandaaktionen organisiert, für sie anwirbt oder ihre Aktivitäten auf andere Weise fördert. Ob der Facebook-Eintrag des «Lies!»-Projekts unter diese Bestimmungen fällt, sollte wohl die Justiz entscheiden. In jedem Fall gilt die Unschuldsvermutung.

Dass der Mann, der die Facebook-Seite von «Lies!» Schweiz kontrolliert und betreibt, ein IS-Sympathisant ist, steht dagegen ausser Zweifel. In einem Chat erklärt er auf Anfrage, dass er schon beim IS in Syrien gewesen sei, allerdings nur, um zu helfen. Er werde auch bald wieder dorthin gehen, so Gott wolle. Zuerst sei er in Istanbul gewesen, um den Koran zu studieren, und dann habe er sich nach Raqqa aufgemacht, der Hauptstadt des IS in Syrien. «Ich war mit zwei Freunden, die helfen dort seit Jahren und sind immer noch dort.» An einem Ort – wohl einer Strassensperre –

habe man die Gruppe angehalten und verdächtigt, es handle sich bei ihnen um Kurden. Einer der IS-Kämpfer konnte jedoch Albanisch, schrieb der Mann im Chat, und da habe er ihn angesprochen und gesagt, sie seien auch Mudschahedin (Kämpfer im heiligen Krieg) und unterstützten den IS.

Ob man denn auch etwas für die «Lies!»-Kampagne spenden könne? Der unbekannte IS-Anhänger, in dessen holprig geschriebenem Deutsch Helvetismen auftauchen, gibt ein Postkonto an und den Namen von dessen Winterthurer Inhaber, der ein Freund von ihm sei. Dorthin kämen jeweils die Spenden der «Lies!»-Sympathisanten. Und wenn man dem IS Geld zukommen lassen wolle? Könne man dann auch auf dieses Konto überweisen? Die Antwort kommt prompt: «Bruder, sicher, sicher, ich schwöre bei Allah. Ich hoffe, dass du ins Paradies kommst, inshallah.» «Und dieser Freund, der Kontoinhaber, leitet der das Geld dann auch sicher an dich weiter? Kannst du es dann an die Leute vom IS weitergeben?» Ja, genau so laufe das, schreibt der Unbekannte zurück, dieser Freund sei ein guter Junge, der mache auch bei «Lies!» mit.

«Oder sinds eifach z blöd?»

Beim Inhaber des Postkontos handelt es sich um einen etwa 18-jährigen Winterthurer Lehrling mit kosovarischen Wurzeln. Wir wollen ihn Rilind nennen, was nicht sein richtiger

Name ist. Ein ehemaliger Schulfreund erzählt, dass Rilind früher auf dem Pausenplatz häufig die Opferrolle habe übernehmen müssen und manchmal auch verprügelt worden sei, weil er dummes Zeug geredet habe. Seine Facebook-Seite sieht überhaupt nicht aus wie das typi-

Rilind befindet sich im Anfangsstadium der Radikalisierung.

sche Profil eines IS-Anhängers: nur eine einzige schwarze Flagge auf einem Bild mit verummten Kämpfern und ein Hinweis auf Allah. Dafür jede Menge Selfies und prahlerische Hinweise auf ein ausschweifendes Liebesleben, das Rilind auch gerne zum Thema macht, wenn er sich im Rappen versucht.

Seine «Rapper-Karriere» fing im Tonstudio des Winterthurer Jugendhauses an. Doch ausser einem beachtlichen und vor allem weiblichen Fanklub auf Facebook blieb der Erfolg aus. Vielleicht um sich als Gangsta-Rapper in Szene zu setzen, prahlte Rilind mit seinen angeblichen Straftaten und verbreitete, dass er im Gefängnis gewesen sei, doch weiss niemand so recht, ob das wirklich stimmt oder nur Wichtigtuerei ist. «Was isch mit dene Präsidente, die wönnt Gäld und luege uff ihres Läbe und nit uff ois Männsche», singt Rilind in einem holprigen Rap, «en

Schuss vo rächts und eine vo links, und du weisch nit, welä dich trifft. Was isch mit dene Mütterere, wo iri Chinder schlönnt? Laufts ine guet, oder sinds eifach z blöd?»

Rilind hat gerade erst angefangen, bei «Lies!» mitzumachen, er befindet sich noch im Anfangsstadium der Radikalisierung. Er wirkt wie ein typischer Mitläufer, orientierungslos und zu wenig intelligent, um zu verstehen, dass er sich mit Seelenfängern eingelassen hat, die ihn und möglicherweise sein Postkonto für kriminelle Zwecke missbrauchen. Eine Zeitlang liess sich Rilind auch im Thaiboxen unterrichten, und zwar im selben Lokal, wo auch die Winterthurer Dschihadisten unter Anleitung des zweifachen Weltmeisters und jetzigen IS-Manns Valdet Gashi aus Singen trainierten. Ob der junge Rapper mit diesen Personen ebenfalls in Kontakt stand, ist allerdings noch unklar.

Immer deutlicher kristallisiert sich dagegen heraus, dass es in Winterthur ein Netzwerk von IS-Sympathisanten, Helfern und Mächtegernsdchihadisten gibt. Wie ein Insider der Salafistenszene berichtet, gibt es im Kanton Zürich Hinweise auf eine ganze Reihe junger Muslime, die mit einer Reise zum IS nach Syrien liebäugeln. Auch wenn das Verteilen islamischer Schriften unter die Religionsfreiheit fällt, ist der Persilschein des Zürcher Stadtrats für die Aktion «Lies!» das komplett verkehrte Signal. ○

DIE WELTWOCH

Sind Sie bereit für die Wirklichkeit?

Jetzt abonnieren!

Telefon 043 444 57 01 oder www.weltwoche.ch/probeabo.
Selbstverständlich auch online und übers Tablet verfügbar.

Probeabo
10 Ausgaben
nur Fr. 40.-



Strafreduktion mangels Beweisen

Das Zürcher Obergericht sprach zwei vermeintliche Prügelpolizisten aus Schlieren im Hauptpunkt frei und erfand stattdessen eine mildere Variante. Mit dem schwer nachvollziehbaren Verdikt will die Justiz nach vier Jahren Schlendrian von ihrem eigenen Versagen ablenken. *Von Alex Baur*

Selten hat man ein angebliches Opfer vor Gericht gesehen, das sich derart jovial und unverfroren in Ausflüchte und Lügen verstrickte. Vielleicht lag es daran, dass Markus H., ein 47-jähriger IV-Rentner, vor Obergericht seine Notizen nicht mehr dabei hatte, aus denen er während der Strafuntersuchung seine Aussagen jeweils abgelesen hatte. Vielleicht lag es an den diversen psychischen Leiden bis hin zur Schizophrenie, die ihm diverse Psychiater attestiert haben, vielleicht auch am Alkohol.

Jedenfalls war die Version, die Markus H. am Dienstag vor dem Zürcher Obergericht präsentierte, zumindest vom Ablauf her, völlig neu. Aber wenigstens im Kern blieb die Anschuldigung dieselbe: Am 24. Juni 2011 soll ihn der Stadtpolizist Roger Bobillier zusammen mit einem Kollegen in Schlieren ZH in ein Schrebergartenhäuschen gesperrt, brutal verprügelt, ausgeraubt und hernach mit dem Streifenwagen in einer Art Treibjagd durch den Feierabendverkehr gejagt haben (vergleiche *Weltwoche* Nr. 23/14, «Im Zweifel gegen die Polizei»).

Das Problem: Obwohl etliche Zeugen im nahen Umfeld des Schrebergartens zugegen waren, hatte niemand etwas gehört oder gesehen. Zwar gibt es zwei Freunde, denen Markus H. am nächsten Tag etwas von einem polizeilichen Übergriff berichtete («Si hemmer uf de Ranze gee») und denen er einen roten Flecken auf der Brust zeigte. Sodann gibt es einen Arzt, der vier Tage später zahlreiche Hämatome auf seinem Körper feststellte und Markus H. vier Wochen krankschrieb. Doch was auch immer diese Zeugen vier Jahre nach dem Vorfall vor Gericht sagen – sie wissen es nur von ihm.

So beruht auch die Anklage, die Staatsanwalt Andrej Gnehm (SVP) eineinhalb Jahre nach dem angeblichen Übergriff erhob, letztendlich einzig und allein auf der Version des vermeintlichen Opfers. Aussage steht gegen Aussage. Die Untersuchung war rudimentär, Gnehm holte weder ein gerichtsmedizinisches Gutachten ein, noch bemühte er sich um Auskünfte über die Person des Klägers. Er glaubte einfach dem Randständigen, der acht Millionen Franken Genugtuung fordert.

Nach demselben Muster verurteilte das Bezirksgericht Dietikon im Dezember 2013 die beiden Stadtpolizisten für die angebliche Schlägerei zu einer bedingten Geldstrafe. Für die Verurteilten – Roger Bobillier wurde freigestellt, sein Kollege wechselte den Beruf – war der unerwartete Schuldspruch eine Katastrophe. Die beiden engagierten nun zwar beschla-

gene Strafverteidiger – Valentin Landmann und Max Birkenstock –, die für die Berufung vor Obergericht im letzten Sommer eine ganze Reihe von Beweisanträgen stellten. Doch was während dreier Jahre Larifari verschlampt worden war, liess sich nicht mehr ausbügeln.

Folterorgie hat nie stattgefunden

Das Obergericht hat die beiden Polizisten diese Woche zwar in den Hauptpunkten freigesprochen. Die Folterorgie, wie sie die Anklage in allen Farben schilderte, hat nie stattgefunden, ebenso wenig der Raub und die Verfolgungsjagd. Wie ein Augenschein vor Ort ergab, war der vom Angeklagten geschilderte Tatablauf gar nicht möglich, die Nachbarn müssten etwas gehört oder gesehen haben. Eine Reihe von Vorstrafen, die mit Falschanschuldigungen gespickt sind, machen Markus H. auch für das Obergericht zu einem unglaubwürdigen Zeugen. Das Bild wird abgerundet durch ein dickes Dossier der IV-Psychiatrie. Offen ist lediglich, ob Markus H. vorsätzlich lügt und fantasiert, oder ob er selber an seine Geschichten glaubt.

Trotzdem gelangte das Obergericht zu einem Teilschuldspruch. Die Polizisten, die wegen eines Nachbarstreites alarmiert worden waren, in dessen Verlauf Markus H. einen 80-jährigen Rentner niedergeschlagen hatte, betraten nach Meinung der Richter dessen Schrebergarten unerlaubterweise. Hausfriedensbruch. Damit liesse sich noch leben. Gravierend für einen Polizisten ist jedoch der Schuldspruch wegen Amtsmissbrauchs und einfacher Körperverletzung. Damit kann man dem Verurteilten nicht zuletzt auch einen wesentlichen Teil der Verfahrenskosten aufbrummen. Wie Gerichtspräsident Daniel Bussmann (SP) bei der Urteilsöffnung erklärte, müssen die bei Markus H. ärztlich festgestellten Hämatome und ein geschwollener Finger irgendetwas mit den Polizisten zu tun haben. Was es genau ist, bleibt vorläufig schleierhaft. Aus den zwar grösstenteils, aber eben nicht gänzlich widerlegten Schilderungen des fantastischen Markus H. wird sich gewiss etwas für die schriftliche Begründung herausfiltern lassen.

Nun tauchte vor einem Jahr unverhofft ein neuer Zeuge auf, ein Freund des vermeintlichen Opfers. Der Mann behauptet, Markus H. habe ihm am Tag nach der Tat «markante rote Flecken» auf dem Bauch gezeigt, die dem Muster einer Schuhsole mit grobem Profil (Sternchen inklusive) entsprochen hätten – der Sohle von Roger Bobillier. Der Hausarzt von Markus H. stellte vier Tage später sodann

ein «blauvioletes, hufeisenförmiges Hämatom» fest, welches zu einer Schuhsole passen könnte. Also doch – der langersehnte Beweis?

Leider führte der Arzt, der entweder von Forensik keine Ahnung hat oder aber die Anschuldigungen seines Patienten nicht ernst nahm, keinerlei Beweissicherung durch. Dafür holte sich die Verteidigung mit dem emeritierten Professor Ulrich Zollinger eine Koryphäe der Rechtsmedizin an Bord – und dieser zerzauste den vermeintlichen Beweis in einem Gutachten gründlich. Gemäss Zollinger sind Hämatome (*Bläuele*) in den ersten zwei Tagen normalerweise blau, danach zwei Tage grün und dann gelb – sie sind aber niemals rot. Rote Flecken weisen auf eine Einblutung hin, die, anders als das Hämatom, scharfe Konturen aufweisen kann, aber nie dunkel wird.

Ein Überraschungszeuge sieht rot

Kurzum: Entweder liegt ein Hämatom oder aber eine Einblutung vor – beides zusammen geht nicht. Da der Arzt den Befund zeitnah rapportierte, ist ihm eher zu glauben. Nur müsste das Hämatom am vierten Tag nicht «blauviolett» sein, wie er festhielt, sondern gelb. Die Verletzung muss demnach später entstanden sein muss, was beim trinkfreudigen Markus H. nichts Aussergewöhnliches wäre. Dasselbe gilt für seinen lädierten Finger. Er könnte sich die Blessur etwa beim Gerangel mit dem greisen Nachbarn zugezogen haben.

Und was sagt Richter Bussmann zu diesen Einwänden? Wenig, eigentlich gar nichts. Zollinger, der einzige Forensiker in diesem Verfahren, sei halt der Gutachter der Verteidigung, weshalb dessen Aussagen eine reine Parteibehauptung seien. Umso ausführlicher befasste sich der Richter mit einer Busse über 70 Franken, welche die Polizisten am Tag der vermeintlichen Tat Markus H. aufbrummen, weil er sich in der Gemeinde nie angemeldet hatte. Jemand hat den Bussenzettel zerrissen – und Richter Bussmann glaubt, dass die Polizisten damit eine Spur vernichten wollten. Dass es Gebüsst gibt, die in der Wut einen Bussenzettel in der Luft zerfetzen, hat in der Fantasie des Richters keinen Platz.

Bleibt also die Halbierung der erstinstanzlichen Geldstrafe, deren komplizierte Formulierung wir uns ersparen können, zumal sie bedingt ausgesprochen wurde. Es handelt sich gleichsam um eine Strafreduktion wegen mangelnden Beweises, wie Verteidiger Landmann bitter bemerkte. Mit einem sauberen Freispruch hätte die Justiz ja eingeräumt, dass sie die Untersuchung kläglich verschlampt hat. O



Niemand hat etwas gehört oder gesehen: Stadtpolizist Bobillier.

Privatsache Bundesratspension

Die Alt-Bundesräte bezüglich ihrer Ruhegehälter keine Transparenz schaffen. Das zeigt eine vertrauliche Umfrage der Bundeskanzlerin bei den Alt-Magistraten.

Von Beat Gygi

Die Pension von Alt-Bundesrat Kaspar Villiger (FDP) beschäftigt auch den Bundesrat. Der *Blick* hat dem früheren Verteidigungs- und Finanzminister in einer Artikelserie vorgeworfen, dass er trotz eines grossen Vermögens ein Ruhegehalt vom Bund beziehe. Jeder Bundesrat hat ab seinem Rücktritt Anrecht auf eine Pension in der Höhe von rund 220 000 Franken pro Jahr. Villiger hatte während seiner Zeit als Verwaltungsratspräsident der UBS darauf verzichtet. Aber seit seinem Rücktritt von dieser Position im Jahr 2013 bezieht er die volle Pension.

Dieser Fall gab Bundeskanzlerin Corina Casanova Gelegenheit, im Bundesrat ein eigenes Geschäft vorzutragen, das sie als «vertraulich» einstufte. Genau genommen war es eher eine Information und weniger ein dringendes Problem, und die Bundesräte lauschten den Ausführungen laut übereinstimmenden Informationen aus verschiedenen Departementen mehr amüsiert als interessiert. Casanova berichtete also, wie ihre Behörde regelmässig mit Anfragen von Medien zu Ruhegehältern von Alt-Bundesräten, Alt-Bundeskanzlern sowie von deren Hinterbliebenen bestürmt werde. Immer wieder werde gefragt, wer auf die Rente verzichte und wer bloss eine Teilrente in Anspruch nehme. Die Bundeskanzlei gibt bisher nur die Gesamtsumme und die Anzahl der Ruhegehälter, Teilruhegehälter und Witwenrenten bekannt. 2014 bezogen fünfzehn Alt-Bundesräte, drei Alt-Bundeskanzler sowie vier Witwen Ruhegeld in der Höhe von insgesamt 4,4 Millionen Franken. Dieses Jahr liegt die Summe bei etwas über 5 Millionen Franken.

Alt Bundesräte wollen keine Transparenz

Natürlich wäre es viel spannender, hinter den Zahlen jeweils auch die Namen zu sehen. So weiss man etwa von Christoph Blocher (SVP) und Joseph Deiss (CVP), dass sie auf die Pension verzichten. Von Pascal Couchepin (FDP) ist bekannt, dass er ein volles Ruhegehalt bezieht. Doch wie ist es mit Moritz Leuenberger (SP)? Hatte er als Verwaltungsrat des Bauriesen Implanica nur eine Teilrente? Und verzichtet Ruth Metzler (CVP) noch immer auf ein Ruhegehalt, wie sie dies gegenüber Medien vor vier Jahren betont hatte? Solche Details gab Casanova bisher nicht bekannt. Der Grund: weil man aus den im Gesetz festgelegten Kriterien, die den Anspruch auf eine Rente regeln, Rückschlüsse auf Einkommen und Vermögen eines Alt-Bundesrates ziehen könne.



Bezieht wieder die volle Pension: Kaspar Villiger.



Verzichtet sie noch? Ruth Metzler.



Teilrente? Moritz Leuenberger.

Nachdem aber ein Alt-Bundesrat (oder war es eine Alt-Bundesrätin?) angesichts von Spekulationen und Falschinformationen bei der Bundeskanzlei interveniert hatte, hat Casanova die Initiative ergriffen und alle achtzehn Alt-Bundesräte und drei Alt-Bundeskanzler schriftlich gefragt, ob sie die bisherige Praxis zu den Ruhegehältern weiterführen oder ändern möchten. Nur zwölf der Angeschriebenen reagierten auf den Brief, und diese sprachen sich mehrheitlich für die bisherige Praxis aus. Die sonst pingelige Bundeskanzlerin ver-

rät in ihrer Eingabe an den Bundesrat nicht, wie viele der Alt-Magistraten keine Transparenz wünschten, auch Namen nennt sie nicht.

Dass die Bundesräte nach ihrem Ausscheiden aus der Landesregierung bis an ihr Lebensende mit einem jährlichen Ruhegehalt von 220 000 Franken alimentiert werden und die Witwen 133 000 Franken erhalten (sofern «die Ehe mindestens zwei Jahre gedauert hat»), war nicht immer so. Im 19. Jahrhundert blieben Bundesräte möglichst lange im Amt, weil danach finanzielle Nöte drohten. Die Absicherung des Lebensabends durch ein Ruhegehalt gibt es seit 1919. Die Witwenrenten für Bundesratsgattinnen wurden in den achtziger Jahren eingeführt. Wenn ein neues Einkommen zusammen mit dem Ruhegehalt den früheren Bundesratslohn übersteigt, wird die Rente gekürzt.

Metzler löst eine Debatte aus

Skeptische Fragen kamen immer wieder auf, wenn Bundesräte nur eine kurze Periode im Amt waren. So trat Bundesrat Rudolf Friedrich (FDP) 1984 nach zwei Jahren zurück, der Luzerner CVP-Bundesrat Alphons Egli 1986 nach vier Jahren. Der Landesring der Unabhängigen verlangte daraufhin eine Revision der Ruhegehälterregelung, blieb aber erfolglos. Friedrich verzichtete bekanntlich auf ein Ruhegehalt, Egli bezieht dagegen bis heute eine Pension.

Zwanzig Jahre später löst die Abwahl der jungen Bundesrätin Ruth Metzler eine grössere Debatte über die Spielregeln aus. Metzler wurde 2006 durch Blochers Zuwahl aus dem Gremium verdrängt. Dass die mit 39 Jahren abgewählte Justizministerin die Steuerzahler insgesamt mehrere Millionen kosten würde, veranlasste damals die Staatspolitische Kommission des Nationalrats, die Ruhegehälterregelung für Bundesräte zu revidieren. Die Schwesterkommission im Ständerat versenkte aber die geplante Reform kurz darauf. Metzler verzichtete dann ab 2006 auf die Bundesratsrente, als sie beim Pharmakonzern Novartis die Abteilung Investor Relations übernahm. Und 2011, beim Gründen einer Beratungsfirma, bekräftigte sie ein weiteres Mal, dass sie kein Ruhegehalt beziehe. Dass die Scheinwerfer nun auf Villiger gerichtet werden, wird wohl kaum neue Informationen zutage fördern. Die Ruhegehälter von Alt-Bundesräten bleiben weiterhin Privatsache, und auch in Zukunft wird es über ihre Höhe bloss Spekulationen geben. ○



Fussball

Die Fifa und die bessere Welt

Das System des Weltfussballverbandes funktionierte, bis mit der modernen Vermarktung die Milliarden in den Sport kamen. Jetzt müsste ein mit allen Wassern gewaschener Manager her. Im Gegensatz zu Sepp Blatter wüsste dieser allerdings nicht, wie er gewählt werden sollte. *Von Mario Widmer*

Ein paar Kleinigkeiten, daran lasst bitte niemanden zweifeln, müssen noch erklärt werden, bevor eine Welt von Heuchlern unseren Oberheuchler Joseph «Seppli» Blatter endgültig auf dem Scheiterhaufen deponiert und dem Feuer der ewigen Verdammnis opfert. Für jenes einzige Vergehen, das ihm in seinen vierzig Jahren bei der Fifa nachgewiesen werden kann: Er hat dieser Welt nie geschildert, wie ein globaler Sportverband mit über 200 Mitgliedsländern funktioniert. Wohl ganz einfach darum, weil er selber ein bisschen sauberer dastehen wollte, als es für einen Präsidenten der Fifa möglich ist.

Blatter wurde nie gewählt, weil er einen grossen Ausweis als Macher, Manager hatte. Blatter wurde Präsident der Fifa, weil er, besser als jeder andere, weiss, wie man eine Versammlung von Delegierten dazu bringt, «demokratisch» nahezu alle Vorhaben ihres Verbandes abzuzicken. Und einer der Punkte ist eben, wie könnte es anders sein, die Wahl des Präsidenten.

Wer kommt ins Amt?

Die Fifa-Versammlung besteht zur Hauptsache aus Vertretern von Drittweltländern, die von den Anliegen ihrer Führung wenig Ahnung haben, ihre Stimme aber dem geben, der im Idealfall ihrem Land im fernen Afrika, in den asiatischen Regenwäldern, in Mittel- oder Südamerika am meisten nützt, in der Realität ihnen persönlich am meisten gibt. Das beginnt mit königlichen Spesen, Erste-Klasse-Flügen, dem Zurverfügungstellen von netten Begleiterinnen, Suiten, Limousinen und geht über zu Versprechen an die nationalen Verbände, Schulden abzutragen, Sportplätze, Verbandssitze zu finanzieren, sogar diskret diese oder jene politische Kampagne zu unterstützen.

Nun diese Delegierten aus der ganzen Welt alle als korrupt zu bezeichnen oder jene, die deren Erwartungen am besten erfüllen, ist eine pauschale Beschimpfung, die weder der Sache noch dem Fussball nützt. Die Delegierten kommen aus ganz anderen Kulturkreisen, in denen das alte Wort noch Bedeutung hat, das besagt, dass kleine Geschenke die Freundschaft erhalten.

Was natürlich nicht heisst, dass diese Delegierten aus aller Welt nun eine Auswahl der «besten» Menschen der Welt wären. In Tat und Wahrheit ist mir kein Land bekannt, in dem der schnellste Bananenpflücker zum Fifa-Delegierten gewählt wurde. Das lukrativste Amt holt

sich in der Regel jener, der wie Blatter auf der grossen Bühne von seinem kleinen Podium aus die Versammlung seiner nationalen Vertreter am besten manipuliert. Ich nannte diese Delegierten einmal in der vor-politisch-korrekten Zeit die *Fifafen*, etwas, wofür ich mich heute nicht nur bei den Affen zu entschuldigen habe.

Die Ähnlichkeit mit dem System, das wir bei uns Politik nennen, ist jedenfalls rein zufällig. Aber wahrscheinlich ist es dafür so, dass nun, da die Eiterbeule schon angestochen ist, unsere Politiker mit den Amerikanern darum am lautes-



Ein bisschen sauberer: Joseph Blatter.

ten schreien, schimpfen und verdammen, weil sie sich im Fall Fifa selber ein bisschen erkennen. Nun, manipulierende Fifa-Delegierte werden selbstverständlich im nächsten Schritt selber manipuliert: in ihren Kontinentalverbänden. Jeder Kontinent vereint zuerst einmal die nationalen Verbände zum Zweck der grösseren Einflussnahme auf den Weltfussball. In Europa heisst der Kontinentalverband Uefa und ist Ausrichter der Champions League und der Europameisterschaft. Die Machtspiele innerhalb der Uefa sind keinesfalls moralischer oder mehr vom Gutmenschentum beeinflusst als in der Fifa. Im Gegenteil. Bei ihr, wo sich die grossen

Verbände Deutschlands, Englands, Frankreichs, Italiens und Spaniens finden, spielt traditionellerweise noch ein weiterer Faktor eine Rolle: Man ist auf die Fifa und ihre Position neidisch.

Und wenn jetzt noch das sogenannte Exekutivkomitee der Fifa als Machtfaktor hinzukommt, ist leicht vorstellbar, über welch überragende, geniale Begabung in Sachen Manipulation von Versammlungen und Menschen ein Präsident der Fifa verfügen muss, um die Horde der aus allen Richtungen manipulierenden und manipulierten Delegierten einigermaßen unter Kontrolle zu halten: Auf die Wahl der Mitglieder des Exekutivkomitees hat der Fifa-Präsident praktisch keinen Einfluss und auf die Wahl der nationalen Delegierten aus den verschiedenen Dschungeln selbstverständlich auch nicht.

Das System der Fifa funktionierte einigermaßen, bis mit dem Fernsehen, den Sponsoren und der modernen Vermarktung die Milliarden in den Fussball kamen. Heute reichen die genialen Fähigkeiten eines Seppli Blatter, eine Vereinsbeziehungsweise Verbandsversammlung wie jene der Fifa zu leiten, selbstverständlich nicht mehr, um einem total verschuldeten Machtmonster wie der Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika zu trotzen.

Ein mit allen Wassern gewaschener Manager müsste her. Aber wie sollte der zu den Stimmen der Vertreter von all unseren schönen und armen Sonneninseln rund um die Welt kommen, die es braucht, um gewählt zu werden? Die Fifa und unser grosser Sport haben wirklich unlösbare Probleme.

Und so werden wir voraussichtlich alle machtlos zusehen müssen, wie unbelastete Online-Journalisten, die noch nie an einer Fifa-Versammlung waren, jetzt fleissig Klötze auf den Scheiterhaufen werfen, auf dem unser Blatter-Seppli verbrannt werden soll.

Konsequenz der ganze Sache: Mit Garantie wird unser geliebter Fussball nicht besser, wenn jene Leute einmal das Kommando auch im Sport übernommen haben, die heute auf der ganzen Welt überall hemmungslos Geld drucken und uns alle damit um unser Erspartes und unsere Renten bringen. Es ist nicht die Fifa, die mir Angst und Bange macht, es sind die Leute, die sie säubern wollen.

Mario Widmer schrieb als Sportchef und Chefreporter 34 Jahre lang für den «Blick» und «Sonntagsblick».

Der Stratege und sein Luftschloss

Der milliardenschwere Industrielle Jobst Wagner gründete unvermittelt eine neue EU-freundliche Kampforganisation gegen Christoph Blocher. Der Versuch, den Berner Neo-Politiker zu fassen, fällt alles andere als leicht. Viel heisse Luft scheint sein Vorhaben zu umwehen. *Von Florian Schwab*

Die PR-Agentur Furrer Hugi versteht ihr Handwerk. Als Anfang April die europapolitische Gruppierung «Vorteil Schweiz» an den Start ging, verschafften ihr die Berner Kommunikationsberater einen Auftritt auf der Titelseite der *Sonntagszeitung*: «Kampftruppe gegen Blocher». Ein neuer Verein, finanziert von zwei Berner Unternehmern, wolle eine schlagkräftige Gegenbewegung zu Blochers «EU-No»-Komitee orchestrieren. Gemeinsam mit Milliardär Hansjörg Wyss finanziert der Berner Industrielle Jobst Wagner die neue europapolitische Gruppierung, zu der auch Ruedi Noser (FDP), Regula Rytz (Grüne) und Pascale Bruderer (SP) gehören. Endlich ernstzunehmende Blocher-Gegner, jubelten die Medien.

Schon konnte man sich auf epische Duelle freuen: «Vorteil Schweiz» gegen «EU-No»; Jobst Wagner gegen Christoph Blocher. Die Annäherung an den offenbar ambitionierten Polit-Senkrechtstarter gerät allerdings zu einem diplomatischen Seiltanz erster Güte. Erst nach mehrmaligen Verschiebungen kommt ein Treffen unter merkwürdigen Prämissen zustande: «Vorteil Schweiz» dürfe kein Thema sein.

Was ist passiert? Hat sich Wagner von den PR-Leuten in eine Position manövrieren lassen, die ihm nicht liegt? Dafür spricht, dass er dem SVP-Chefstrategen einen Brief geschrieben hat, wie aus dem Umfeld von «EU-No» zu erfahren ist. Darin stelle Wagner klar, dass er Blocher achte und nicht gegen ihn kämpfen wolle. Schon gar nicht coram publico. Ob die sieben Millionen schon zusammen sind, die Wagner und Wyss einzahlen wollten? Man weiss es nicht. Auf jeden Fall sind die epischen Duelle vertagt. Vor den Wahlen passiere sicher nichts mehr.

Nur nicht anecken

Wer ist dieser Mann, der so unvermittelt zwischen den europapolitischen Fronten auftaucht? Jobst Wagner wuchs als einer von zwei Söhnen des Chemie-Industriellen Helmut Wagner auf. Die Schulen besuchte er in Kanada, Deutschland und in Bern, wohin Wagners Familie 1970 zog, als er elf Jahre alt war. Mit seiner eigenen Familie lebte er später einige Jahre in den USA, bevor er nach Europa zurückkam, um im Jahr 2000 gemeinsam mit seinem Bruder Veit die elterliche Firma zu übernehmen.

Das Familienunternehmen, die Chemiefirma Rehau mit Hauptsitz in der gleichnamigen deutschen Gemeinde nordöstlich von Nürnberg, beschäftigt weltweit rund 20 000 Personen an 170 Standorten. Die Rehau ist – wie auch die

Ems-Chemie – vor allem als Zulieferer für die Automobilindustrie tätig. Ems beliefert seit Jahren Rehau. In direkter Konkurrenz stehen die beiden Unternehmen somit nicht. Kein Zweifel: Jobst Wagner ist ein höchst erfolgreicher Unternehmer, der mit grossem Engagement und Talent eine grosse, familiär geprägte Firma steuert. Daneben macht er sich als Kunstmäzen einen Namen, präsidiert seit mehr als zehn Jahren die Stiftung Kunsthalle Bern.

Wagners Ambition, auch in der gesellschaftspolitischen Debatte eine Rolle zu spielen, zeigt sich erstmals vor sechs Jahren, als er beim Neustart des traditionsreichen Intellektuellenmagazins *Schweizer Monat* mitwirkt und sich finanziell daran beteiligt. Zur Essenz seines Engagements wird jüngst der «Strategiedialog 21» (SD 21), eine Förderstiftung, die sich als «Schweizer Diskussions-Plattform für Wirtschaft &

Technologie, Bildung & Kultur und Gesellschaft & Individuum» versteht. Ex-Bankier Konrad Hummler ist dabei, Carolina Müller-Möhl, Ex-NZZ-Chefredaktor Markus Spillmann und René Scheu vom *Schweizer Monat*.

Am Dienstag letzter Woche lud diese Organisation zum «Wunsch-Schloss» nach Thun ein. Unter dem Motto «Haben auch Sie genug vom «laferere statt liefere?»» hatte der SD 21 zuvor dazu aufgefordert, Ideen für das Wahljahr zu formulieren. Am Anlass soll der Sieger des Ideenwettbewerbs gekürt werden. Zum Preis darf dieser seine Vision dann den «Generalsekretären der vier grossen Parteien» vortragen.

Im Vorfeld des Anlasses stellt sich Wagner dem Gespräch. Er tritt uns in Jackett, Hemd und etwas eng geschnittener Hose entgegen. Auf seiner Nase sitzt eine Hornbrille mit runden Gläsern, wie sie wieder in Mode ist. Ein stimmiger



Die Vorzüge des Buddhismus: Referent Wagner (r.) im «Wunsch-Schloss».

Auftritt, etwas verspielt in der Kombination der Farben und Muster. Man würde Wagner irgendwo zwischen Grossindustriellem und kunstsin-nigem Berner Aristokraten verorten.

Den Grundstein zum Strategiedialog 21 legte Wagner im Oktober 2012 mit einem Aufsatz im *Schweizer Monat*. «Engagierte Schweizer Bürger, vereinigt euch! Das Land braucht eine Strategie», so lautete der Weckruf. Damit sollte ein «Denk- und Gestaltungsprozess für die Zukunft» eingeleitet werden. Nicht weniger als sieben Themenfelder identifizierte Wagner, in denen sich «geachtete Persönlichkeiten der Zivilgesellschaft» zusammentun und sich auf «Eckpunkte für das weitere Vorgehen» einigen sollen, «die sie der helvetischen Öffentlichkeit im Sinne eines breit abgestützten Prozesses präsentieren». Doch wofür steht er? Wagner fasst sein Hauptanliegen unter dem Wort «Kohäsion» zusammen. Er habe den Eindruck, dass Wirtschaft und Gesellschaft auseinanderdriften. «Wir müssen wieder eine gemeinsame Sprache sprechen», es brauche einen «minimalen Grundkonsens». Es sind Sätze, die niemandem weh tun und die nicht anecken. Über die Initiative Vorteil Schweiz sprechen wir vereinbarungsgemäss nicht, die Haltung des Gastgebers zur EU interessiert uns gleichwohl. Jobst



Wagner unterstreicht, er sei gegen den Beitritt der Schweiz zur EU, allerdings müsse eine «Debatte über alle Optionen» geführt werden. Dazu gehöre die Weiterentwicklung der Bilateralen genauso wie ein Wegfall derselben – sagt der Mann, der sich eben noch als Speerspitze für die Bilateralen in den Zeitungen porträtieren liess.

An den Herausforderungen vorbeigezielt

Immer wieder fällt Wagners Name im Zusammenhang mit dem Think-Tank Forum Aussenpolitik (Foraus), der seit Jahren eine stärkere Integration in die EU fordert, sowie mit der daraus hervorgegangenen Gruppe Operation Libero, welche die akademische Vorarbeit von Foraus in politische Forderungen bis hin zu einem EU-Beitritt umsetzen will. «Wir kennen einander», sagt Wagner knapp, «wir stehen mit ihnen wie mit anderen Organisation wie Avenir Suisse, dem Liberalen Institut oder dem Verein Zivilgesellschaft im Dialog. Uns ist der Austausch wichtig, da wir unternehmerisch denken, effizient Synergien schaffen wollen und uns wo nötig abgrenzen.»

Erkundigt man sich bei Bekannten nach der weltanschaulichen Orientierung von Jobst Wagner, ist die Antwort einhellig: Schulterzucken. Auf einen, mit dem er zusammenarbeitet, wirkt er «schwer fassbar». Ein anderer ist sich «nicht sicher, wo er steht». Wagner selbst definiert sich «klar im freiheitlichen Segment», will dabei aber «bewusst offen bleiben». An welchen Denkern orientiert er sich? Er entdeckte

«Engagierte Schweizer Bürger, vereinigt euch! Das Land braucht eine Strategie», so sein Weckruf.

immer mehr die Vorzüge des Buddhismus, habe zu dem Zweck schon mehrere Monate in Asien verbracht. Natürlich kenne er auch die liberalen Vordenker von Hayek und von Mises. Jobst Wagner mag den öffentlichen Auftritt. In seinen Texten kommt er leicht ins Predigen. Seine Inhalte bleiben allerdings diffus – wie das «Wunsch-Schloss» in Thun. Im Rittersaal sind rund 150 Personen zusammengekommen, grösstenteils KMU-Unternehmer aus der Region. Mit dabei ist auch der ehemalige NZZ-Chefredaktor Markus Spillmann. Keine Spur hingegen von Konrad Hummler und René Scheu, zwei ernstzunehmenden Denkern im Stiftungsrat des Strategiedialogs 21. Auch Carolina Müller-Möhl hat sich absentiert. Ihr ist das Publikum vermutlich nicht prominent genug.

Als Moderator des Abends wurde Fernsehmann Urs Widmer verpflichtet, den man noch von der «Arena» in den Ohren hat. Im Acht-Minuten-Takt dürfen die zehn Finalisten ihre Ideen präsentieren. Mit Open-Source-Software eine bessere Welt schaffen? Sollen Firmen die Hälfte ihrer Arbeitskräfte aus «Menschen mit Leistungs- oder anderer Beeinträchtigung» rek-



«Minimaler Grundkonsens»: Schloss Thun.

rutieren? Sollen Jugendliche als «vollwertige Mitglieder in Geschäftsleitungen, Vorständen oder Verwaltungsräten sitzen»? Manches im «Wunsch-Schloss» zielt meilenweit an den politischen Herausforderungen des Landes vorbei.

Selbst dort, wo man sich den Themen nähert, die das Land beschäftigen, bleiben die Ideen altbacken. Beispiel Bilaterale und der Gründer des Forums Aussenpolitik, Nicola Forster, der seine Organisation seit fünf Jahren in den Dienst der Bilateralen stellt. Das grösste Problem der Schweiz, ruft er in den Saal, sei die Annahme der Masseneinwanderungsinitiative. «Die Personenfreizügigkeit mit der EU ist uns zu wenig, wir fordern Personenfreizügigkeiten mit anderen erfolgreichen Standorten weltweit!» Aha. Forster habe das «Publikum im Sack», freut sich eine Gesinnungsgenossin auf Twitter.

Wider Erwarten darf aber nicht Forster sein Konzept den Generalsekretären der «vier grossen Parteien» vorstellen. Die Gewinnerin heisst Susanna Fassbind, 72. Titel ihrer Präsentation: «Schweizweit die geldfreie 4. Vorsorge-säule». Die Altersvorsorge, ruft die agile Seniorin in den Saal, gerate finanziell aus den Fugen. Die Lösung: ein System sogenannter Zeitkonten. Jüngere Personen helfen älteren Personen. Für jede geleistete Stunde erhalten sie selbst eine Stunde Unterstützung im Alter gutgeschrieben. «Eine Stunde ist auch in vierzig Jahren noch eine Stunde.» Die Idee wirkt auf den ersten Blick sympathisch, ähnelt aber auf den zweiten Blick verdächtig einem Schneeballsystem. Niemand weiss, ob es in vierzig Jahren genügend junge Helfer geben wird. Da scheint die Altersvorsorge über erarbeitetes und gespartes Kapital doch verlässlicher.

Wie dem auch sei: Für Jobst Wagner und seinen Strategiedialog war es ein guter Abend: «Die Wünsche», heisst es zum Abschied, «die heute Abend auf dem «Wunsch-Schloss» präsentiert wurden, widerspiegeln die Werte und Themen des SD 21.» ○



Essay

Schläfrigkeit als Verkehrsdelikt

Die Zürcher Kantonspolizei will ein Verfahren entwickeln, um die Müdigkeit von Fahrzeuglenkern zu testen. Autofahrer müssen künftig wohl nicht mehr nur den Beweis erbringen, dass sie keinen Alkohol zu sich genommen haben, sondern auch, dass sie fit sind. *Von Mathias Binswanger*

Nach dem Kampf gegen Alkohol und Drogen am Steuer hat die Polizei Lust auf noch mehr bekommen. Als Nächstes steht der Kampf gegen übermüdete Autofahrer auf dem Programm. Die Zürcher Kantonspolizei möchte deshalb ein Verfahren entwickeln, um die Schläfrigkeit von Fahrzeuglenkern zu testen. Der Grund: Bei jedem vierten bis fünften Verkehrsunfall sei gemäss Statistik Schläfrigkeit die Unfallursache. Autofahrer müssten in Zukunft dann nicht mehr nur den Beweis erbringen, dass sie keinen Alkohol oder keine Drogen genommen haben, sondern auch, dass sie fit sind und genügend geschlafen haben. «Die gesetzliche Grundlage, um einem Lenker wegen Übermüdung den Führerausweis zu entziehen, besteht jedenfalls bereits», wie der Leiter der Forensischen Pharmakologie und Toxikologie am rechtsmedizinischen Institut an der Universität Zürich in der *NZZ am Sonntag* vom 31. Mai bekanntgab.

Geräte, welche die Schläfrigkeit eines Menschen «objektiv» messen, gibt es auch schon. Es handelt sich dabei um sogenannte Pupillometer, die wie grosse Brillen aussehen und das Spiel der Pupille erfassen: Je müder man ist, desto geringer ist der Unterschied zwischen verengter und erweiterter Pupille, und diese Distanz wird dann gemessen. Pupillometer werden in Österreich seit längerer Zeit von der Polizei zur Müdigkeitsmessung angewendet. Klar, dass die Schweizer Polizei und insbesondere die Zürcher Kantonspolizei bei dieser neuen Möglichkeit zum Ausbau der Kontrolltätigkeit nicht hinter Österreich zurückfallen möchten. Allerdings traut man der Pupillometrie hierzulande offenbar doch nicht so ganz. Statt mit Pupillometern soll die Fahruntfähigkeit zunächst einmal mit einem laut Medienmitteilung «wissenschaftlich erwiesen sehr präzisen Verfahren» flächendeckend erfasst werden.

Netz von Regeln, Geboten und Verboten

Was wir hier erleben, ist ein weiteres Kapitel einer bereits länger andauernden Entwicklung. Im Zeichen der Verkehrssicherheit wird ein immer engmaschigeres Netz von Regeln, Geboten und Verboten um uns herum gestrickt. In nicht allzu ferner Zukunft wird man wahrscheinlich auch das Fahren in emotional erregtem Zustand verbieten und dafür

entsprechende Tests entwickeln. Oder Autofahrer werden generell dazu verpflichtet, pulsmessende Uhren am Handgelenk zu tragen. Der Pupillometer wäre dann bereits standardmässig im Auto installiert, und der Fahrer muss in regelmässigen Intervallen einen Kontrollblick in diesen werfen, um zu beweisen, dass er noch «fahrtauglich» ist. Der technische Fortschritt schafft ein immer grösseres Potenzial für noch weiter gehende und raffiniertere Kontrollen. Und eine ganze Reihe von eifrigen Politikern und Beamten lässt



Drogenfrei, total fit und emotional belastbar?

keine Gelegenheit aus, diese dann in gesetzliche Bestimmungen umzusetzen. Nur wer nachweisen kann, dass er im Moment drogenfrei, total fit und emotional belastbar ist, darf dann noch hinters Steuer.

Damit hier kein falscher Verdacht aufkommt: Ich plädiere keineswegs dafür, dass wir Verkehrskontrollen aufheben sollten oder wieder in alkoholisiertem Zustand Auto fahren dürfen. Es gibt aber irgendwo ein optimales Mass an Kontrolle. Zu viel Kontrolle kann unsere Lebensqualität genauso beeinträchtigen wie zu wenig Kontrolle. Soll nun auch noch Schläfrigkeit am Steuer zu einem Ver-

kehrsdelikt werden, dann ist dies ein deutliches Zeichen dafür, dass das optimale Mass inzwischen überschritten ist. Mündige Bürger werden auf diese Weise im Kollektiv zu ungezogenen Kindern degradiert, die «zu ihrem eigenen Wohl» kontrolliert und notfalls bestraft werden müssen. Wer nicht mit der Polizei in Konflikt geraten will, muss einen stets grösser werdenden Teil der Lebenszeit dafür verwenden, das tägliche Verhalten auf Regelkonformität hin zu überprüfen. Auf diese Weise geht die Freiheit im Alltag zunehmend verloren, und der wird dadurch unattraktiver.

Und noch etwas stösst inzwischen vielen Menschen sauer auf: Wenn wir unser System von gesetzlichen Bestrafungen aus einer Gesamtperspektive betrachten, dann fällt auf, dass kleinste Regelverstösse, wie eben Autofahren in übermüdetem Zustand oder zu schnelles Fahren innerorts, drastisch bestraft werden. Größere Vergehen hingegen ziehen oft nur eine bedingte Geldstrafe nach sich. «Betrunkene rasen kostet weniger als falsch parkieren», berichtete dazu die *Basler Zeitung* am 20. Juli 2012. Die im Jahr 2007 eingeführten bedingten Geldstrafen haben unser Rechtssystem pervertiert, indem gewichtige Vergehen wie fahrlässige schwere Körperverletzung de facto gar nicht gebüsst werden, sofern sich der Delinquent innerhalb einer Probezeit von zwei Jahren nichts mehr zuschulden kommen lässt. Zwar ist man sich im Parlament schon lange einig, dass dieser gesetzliche Fauxpas wieder aufgehoben werden muss, aber die Revisionen gehen nur schleppend voran.

Was wir in der Schweiz dringend brauchen, ist also eine umfassende Analyse unseres Systems von Bestrafungen, die von Bussen für Falschparkieren bis zu langen Gefängnisstrafen für Mord reichen. Die aus dem Lot geratene Verhältnismässigkeit muss wiederhergestellt werden, so dass die Schwere der Strafe wieder mit der Schwere des Vergehens korreliert. Wenn man es aber der Polizei überlässt, sich ständig neue Delikte auszudenken, für die man Verkehrsteilnehmer auch noch büssen könnte, dann bewegen wir uns in die falsche Richtung.

Mathias Binswanger ist Professor für Volkswirtschaftslehre an der Fachhochschule Nordwestschweiz.

Kinder nicht denunzieren

Mein *Weltwoche*-Kollege Philipp Gut liegt falsch, wenn er meint, Lehrer und Schulbehörden sollten die Kinder von illegalen Ausländern bei der Einwohnerkontrolle melden dürfen. Aus dem Recht auf Schulbildung ein Bleiberecht abzuleiten, ist allerdings haltlos. *Eine Entgegnung von Alex Baur*

Ich muss vorwegschicken: Ich habe es auch schon getan. Als Christian fünf Jahre alt war, nahm ich ihn bei der Hand und brachte ihn in den nächsten Kindergarten. Der Kindergärtnerin erklärte ich, dass der Knirps illegal in der Schweiz lebte, dass sie ihn aber trotzdem aufnehmen müsse, weil es das Gesetz so will – und dass sie ihn auch nicht bei der Einwohnerkontrolle verpfeifen dürfe. Nach einigem Hin und Her telefonierte die Frau genervt auf die Rechtsabteilung des Schulamts, wo man sie aufklärte: Es ist so, auch illegale Kinder haben im Kanton Zürich ein Recht auf Schulbildung.

Die Eltern von Christian stammen aus Südamerika und hausten in meiner Nachbarschaft, sie lebten und arbeiteten illegal hier, seit vielen Jahren, sie als Putzfrau, er auf dem Bau. Sie haben eine bewegte Geschichte, die zu erzählen den Rahmen dieses Artikels sprengen würde. Entscheidend ist einzig: Christian musste zur Schule, egal, welchen Aufenthaltsstatus er hatte. Denn die Grundschule ist ein nicht verhandelbares Menschenrecht. Ich brachte ihn zum Kindergarten, weil seine Eltern Angst hatten, verzeigt zu werden. Dabei fühlte ich mich weder schuldig noch besonders gut. Jemand musste es einfach tun.

Korrekte Rechtsgüterabwägung

Mein Redaktionskollege Philipp Gut vertrat in der letzten Ausgabe (*Weltwoche* Nr. 24/2015) eine andere Meinung. Dass Lehrer und Schulbehörden illegale Schüler nicht bei der Einwohnerkontrolle melden dürfen, findet er skandalös. Schon der Titel «Bleiberecht für alle» gibt die Marschrichtung vor: Hinter dieser Praxis wittert Gut linke Agitatoren, die unter dem Vorwand des Kindeswohls unser Ausländerrecht sabotieren. Als Wurzel des Übels erwähnt Kollege Gut die ehemalige Zürcher Erziehungsdirektorin Regine Aeppli (SP), die 2007 Richtlinien zum Thema erlassen habe. Kritisiert wird auch der Chefbeamte Martin Wendelspiess, der in einem konkreten Fall eine Gemeinde ermahnte, die Richtlinien umzusetzen.

Diese Argumentation ist abstrus. Skandalös wäre es gewesen, wenn der Beamte Wendelspiess sich über die Weisung der Zürcher Regierung hinweggesetzt hätte. Die entsprechenden Richtlinien wurden auch nicht von Regine Aeppli erfunden, wie Kollege Gut insinuiert, sondern – lange vor ihrer Zeit – im März 1991, vom damaligen Erziehungsdirektor Alfred Gilgen (LdU) und von Polizeidirektor Hans Hofmann (SVP). Gilgen und Hof-



Grundschule ist ein Menschenrecht.

mann waren weiss Gott keine Linken. Den Anlass dazu gab der Fall eines Saisonniers, der seine Familie unerlaubterweise nachgezogen und seine Kinder jahrelang in seiner Wohnung versteckt hatte. Am 29. Januar 1992 bekräftigte der Regierungsrat seine Praxis: «Daten, welche die Schule bei der Anmeldung erhebt, sind für schulische Zwecke bestimmt und sind von der Schule nicht an die Einwohnerkontrolle oder die Fremdenpolizei weiterzuleiten.»

Linke Grüpplein, die das Land für alle Immigranten öffnen wollen, haben damit nichts zu tun.

Das unschöne Wörtchen «denunzieren» meint Philipp Gut natürlich, es würde seine gekünstelte Empörung stören. Doch genau darum geht es. Wer illegale Kinder bei der Einwohnerkontrolle meldet, denunziert diese. Vor diesem Hintergrund hat die Zürcher Regierung – mit dem Segen der Fremdenpolizei notabene – korrekt und legal eine sogenannte Rechtsgüterabwägung vorgenommen. Sie kam zum Schluss, dass das Recht auf eine Grundschulbildung ungleich schwerer wiegt als der Verstoß gegen das Ausländergesetz.

Daraus ein «Bleiberecht für alle» abzuleiten, ist unsinnig, Gilgen und Hofmann schlossen dies sogar explizit aus. Die linken Grüpplein, die das Land für alle Immigranten öffnen wollen, haben damit rein gar nichts zu tun.

Schnellfahrer vs. «Illegals»

Der illegale Aufenthalt im Land ist eine Übertretung. Von der Schwere her ist das etwa so, als wäre Kollege Gut mit seinem Porsche schneller als erlaubt auf der Autobahn unterwegs, was gemäss Hörensagen gelegentlich mal vorkommen soll. Die Höchststrafe für Raser (vier Jahre Gefängnis gemäss Art. 90 SVG) ist sogar markant höher als für Schwarzafenthalter (bis ein Jahr Gefängnis gemäss Art. 115 AuG), in der Regel bleibt es in beiden Fällen bei einer Busse. Gemeinsam haben Schnellfahrer und Illegale sodann, dass sie sich vor allem vor der Nebenstrafe fürchten: vor dem Ausweisentzug die einen, vor dem Landesverweis die andern.

Das ist auch richtig so. Die illegalen Ausländerfamilien sind kein gravierendes Problem, sie bereiten sogar weniger Schwierigkeiten als die legalen. Kritisch wird es vor allem, wenn sie keine Krankenkasse haben. Ich half Christians Eltern deshalb, dieses Problem mit Hilfe eines netten Anwalts zu lösen (worauf noch ein paar andere mit demselben Anliegen kamen). Die «Illegals» fallen in der Regel niemandem zur Last, zocken keine Sozialrenten und sind nach meiner Erfahrung sozial meist gut vernetzt (weil sie sonst weder Arbeit noch Wohnung finden). Sie zahlen zwar keine Steuern, aber sie erwarten auch nichts vom Staat – ausser eben vielleicht etwas Schulbildung.

Und wenn sie erwischt werden, müssen sie halt gehen. Das sind die Spielregeln. Dass nicht jeder nach Lust und Laune einwandern und im Land bleiben darf, begreifen selbst die meisten Betroffenen, das ist überall auf der Welt gleich. Würden wir die Grenzen einfach öffnen, hätten wir schnell eine Katastrophe. Die Forderung nach einem «Bleiberecht für alle» zeugt von verantwortungslosem Populismus. Doch einen Polizeistaat, der Schwarzafenthalter und Verkehrssünder verfolgt wie Kapitalverbrecher, wollen wir nicht. Manchmal schafft es der eine oder andere sogar, einen legalen Status zu ergattern. Christian etwa ist längst Schweizer, macht zurzeit eine Lehre und wird demnächst in die Rekrutenschule eingezogen. Aber das ist eine andere Geschichte.

Die Bank bezahlt

Eine Direktionssekretärin der UBS leistet sich mit der Firmenkreditkarte teure Kleider, Luxusferien und eine Schönheitsoperation. Sie ist teilweise geständig – und wird freigesprochen. Der Fall lässt tief blicken in die Abgründe einer Frau, einer Bank und der Justiz. Von Rico Bandle und Monique Baumann (Illustration)

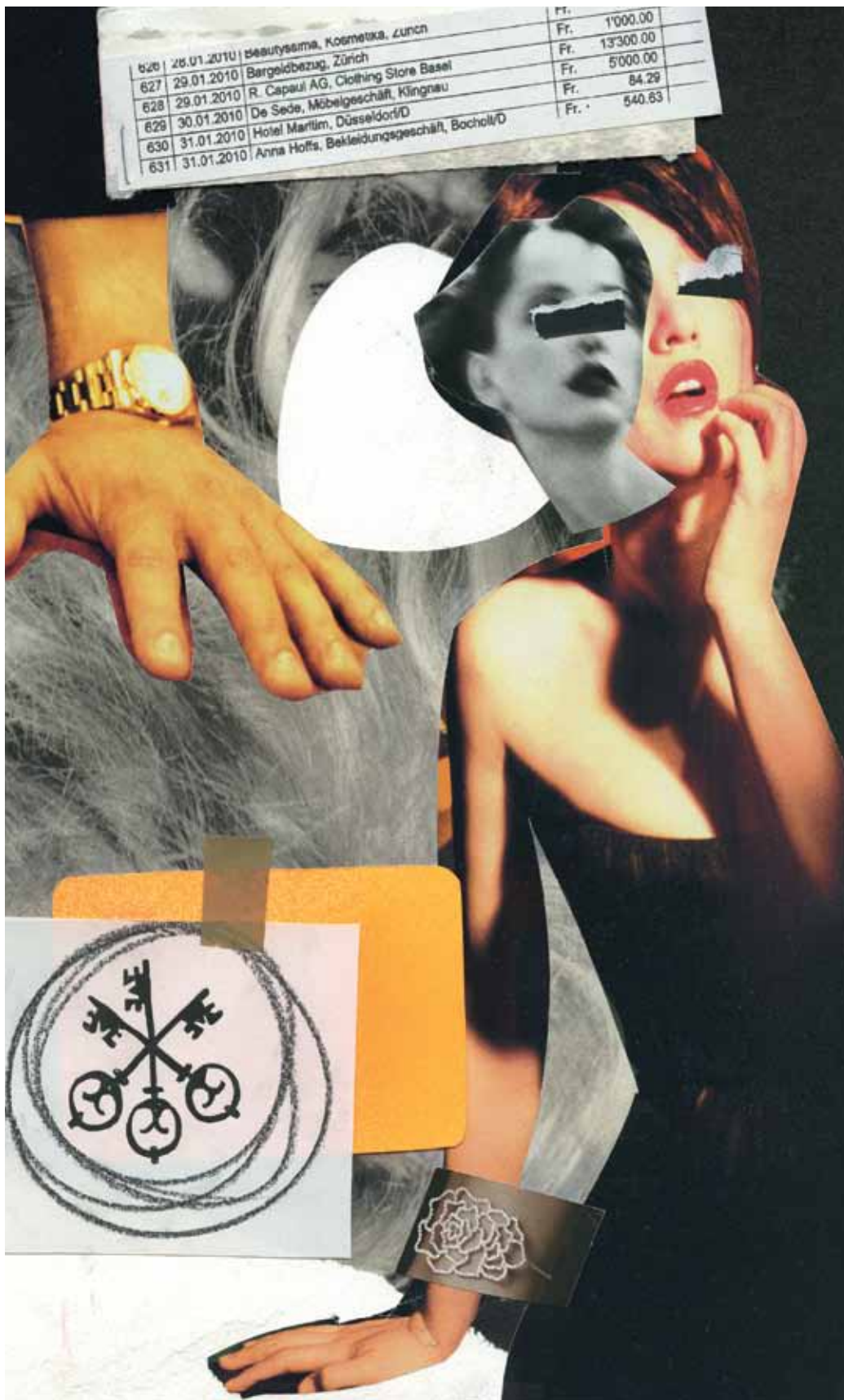
Es ist ein Zeugnis aus einer Zeit, als das Geld endlos zu sprudeln schien, als die Boni ins Unermessliche stiegen, als Banker als «Masters of the Universe» galten – und sich eine Sekretärin der UBS im Recht sah, auch etwas vom Kuchen abzubekommen. Diana R. deckte sich während zehn Jahren mit allerlei Luxusprodukten ein – ohne dass dies jemandem aufgefallen wäre. Letzte Woche nun stand sie vor Gericht, in der Anklageschrift waren sämtliche Transaktionen fein säuberlich aufgelistet:

- 13. Januar 2005, R. Capaul, Kleidergeschäft, Basel, Fr. 6176.–
- 5. Januar 2007, Kuoni AG, Restzahlung Ferienreise mit Ehemann nach Thailand und Singapur, Fr. 5108.–
- 30. März 2007, Chronometrie Beyer, Zürich, Chopard-Happy-Diamonds-Goldanhänger, Fr. 2995.–
- 1. Dezember 2007, De Sede, Möbelgeschäft, Klingnau, Fr. 12 500.–
- 2. Februar 2008, Duty-free-Shop Mauritius, Fr. 8541.65
- 28. September 2009, Schönheitsklinik Pyramide, Zürich, Fr. 11 050.–
- 28. Oktober 2009, Les Ambassadeurs, Juwelier, Zürich, Fr. 13 300.–
- 28. September 2010, Gucci, Kleidergeschäft, Zürich, Fr. 4850.–

Dies ist nur eine kleine Kostprobe, auf 28 Seiten finden sich insgesamt 862 Transaktionen mit einem Totalbetrag von über einer Million Franken. Allein im Basler Kleidergeschäft Capaul hat Diana R. für rund 130 000 Franken eingekauft – auf Firmenkosten selbstverständlich. Bei manchen Ausgaben wie Zahnarztbesuchen, Ferienreisen mit Ehemann oder den exzessiven Kleiderkäufen handelt es sich offensichtlich um Ausgaben für den Privatgebrauch, bei anderen ist das nicht so klar, zum Beispiel bei teuren Restaurantbesuchen. Vor Gericht schätzte die Angeklagte, 20 bis 30 Prozent der Bezüge seien für sie selbst gewesen, alle anderen seien im Auftrag ihrer Vorgesetzten erfolgt.

Am Geldbuffet

Wie kann sich eine einfache Angestellte zehn Jahre lang unbemerkt mit einer Firmenkreditkarte bereichern? Der zeitliche Verlauf der Transaktionen lässt auf eine Frau schliessen, die vor einem verführerischen Geldbuffet



Sie bediente sich immer häufiger, immer hemmungsloser.

sass, erst einmal zögerlich etwas wegnahm – und als sie feststellte, dass sich niemand daran störte, mit beiden Händen beherzt zugriff. Sie bediente sich immer häufiger, immer hemmungsloser. Die ersten Bezüge stammen aus dem Jahr 2000, ein Swissair-Flug und ein Einkauf in der Zürcher Boutique Grieder. So richtig los ging es 2004 mit mehreren teuren Einkäufen bei Capaul, dann kamen Reisen, edle Restaurants, Schmuck, Wellnessausflüge und vieles mehr hinzu.

Niemand intervenierte, niemandem schien ihr luxuriöser Lebenswandel aufzufallen, der sich parallel mit der Höhe ihrer Spesenrechnungen entwickelte.

Das jähe Ende der Party

Im Frühjahr 2008 geriet die Bank in gröbere Turbulenzen, die UBS gab Abschreiber in zweistelliger Milliardenhöhe bekannt, Verwaltungsratspräsident Marcel Ospel trat zurück. Am 15. September 2008 ging in New York die Bank Lehman Brothers in Konkurs, kurz darauf sprangen Bund und Nationalbank der schlingernden UBS mit 60 Milliarden Franken zu Hilfe. Die «Masters of the Universe» waren hart gelandet, ihre Party nahm ein jähes Ende.

Nicht aber bei Diana R., die nun erst recht aufdrehte: Mehrmals wöchentlich kaufte sie mit der Firmenkreditkarte ein, besuchte auf Firmenkosten gar eine Schönheitsklinik oder das Hotel «Eden Roc» in Ascona, eines der teuersten Hotels der Schweiz. Ihr Exmann, ein ehemaliger Koch, wiegelt auf Anfrage der *Weltwoche* ab, das werde alles übertrieben, er sei mit seiner Exfrau doch nur zwei Tage im «Eden Roc» gewesen, was bloss etwa 1800 Franken gekostet habe.

Im Jahr 2009 beliefen sich Diana R.s Kreditkartenausgaben für vermeintlich private Bedürfnisse auf 321 403 Franken. 2010, als ob sie spürte, dass sie bald auffliegen würde, begann sie nebst ihren üppigen Einkäufen auch Bargeld zu beziehen; immer genau 1000 Franken, was wahrscheinlich der Tageslimite der Karte entsprach, 57-mal insgesamt, also 57 000 Franken.

Am 18. Oktober war plötzlich Schluss. Interne Kontrollen der UBS waren ihr auf die Schliche gekommen; sie wurde umgehend freigestellt, ihre Wohnung durchsucht, ein aufwendiges Verfahren eingeleitet. Der Staatsanwalt beantragte eine Freiheitsstrafe von drei Jahren, wovon sie sechs Monate auch tatsächlich hätte absitzen müssen. Vor dem Prozess am 9. Juni 2015 im Bezirksgericht Zürich zweifelte niemand an ihrer Schuld, nur das Strafmass schien offen.

Doch zur Überraschung aller Anwesenden kamen die drei Richter zu einem anderen Urteil: Freispruch. Es sei nicht eindeutig belegt, dass die Bezüge mit der Firmenkreditkarte zweckwidrig erfolgt seien, so die Begründung.

Die Angeklagte erhielt eine Anwaltsentschädigung von 33 000 Franken zugesprochen plus 1800 Franken für die Anreise aus London, wo sie jetzt wohnt. Diana R. konnte die Tränen der Erleichterung nicht mehr zurückhalten, sie hörte nicht mehr auf zu weinen.

UBS-intern ist von einem «absoluten Skandalurteil» die Rede, offiziell heisst es nur: «Wir sind mit dem Urteil und seiner Begründung nicht einverstanden und werden Berufung einlegen.» Auch der Staatsanwalt will den Fall weiterziehen. Mehr sagt die UBS zu dem Fall nicht. Aus gutem Grund: Auch sie spielt in der Angelegenheit eine eher fragwürdige Rolle.

Die Strategie der Verteidigung fusste auf zwei Pfeilern: Einerseits versuchte sie bei möglichst vielen Transaktionen darzulegen, dass sie nicht zweckwidrig, sondern im Auftrag der Vorgesetzten erfolgt seien. Von Geschenken für Kunden war die Rede, davon, dass Diana R. auch mal die Luxusuhr ihres Chefs von der Reparatur abholen und mit ihrer Firmenkreditkarte bezahlen musste. Andererseits spielte sich Diana R. vor Gericht als Opfer auf, das nicht gewusst haben soll,

Wer privat einkaufen gehen darf, «begeht keine Veruntreuung, sondern ist ein Glückspilz».

dass ihre Bezüge unzulässig seien. Es sei in ihrer Abteilung völlig normal gewesen, Privates und Geschäftliches zu vermischen, das hätten alle getan. Und die Vorgesetzten hätten ja alles bewilligt.

Ihr Verteidiger, Urs Bürgin, sagt auf Anfrage, bei dem Prozess sei es nur um den Straftatbestand der Veruntreuung gegangen: «Wer mit dem Einverständnis der Vorgesetzten mit der Firmenkreditkarte privat einkaufen gehen darf, begeht keine Veruntreuung, sondern ist ein Glückspilz.» Die Angeklagte hatte die angeblich bewilligten Nebenleistungen jedoch nicht versteuert, was zweifellos illegal ist. Dazu sagt der Anwalt nur: «Darum geht es hier nicht.»

Vorgesetzte im Zwielficht

Die Kreditkartenabrechnungen durchliefen in der UBS jeweils drei Kontrollstufen: Erst mussten sie vom Vorgesetzten unterzeichnet werden, dann gingen sie durchs Controlling, und auch in der Zentrale in Basel wurden sie nochmals überprüft. Trotzdem blieben die Ausgaben von Diana R. zehn Jahre lang unbemerkt.

Fünf Vorgesetzte hatte die Direktionsassistentin in der fraglichen Zeit. Sie alle gaben an, von ihr getäuscht worden zu sein. Einer sagte vor Gericht, er habe nicht einmal gewusst, dass Diana R. eine Firmenkreditkarte besass. Ein anderer erklärte, Diana R. habe

die Rechnungen durchgeschmuggelt, indem sie sie jeweils unauffällig an andere angeheftet habe. Ein dritter beteuerte, Diana R. habe seine Unterschrift gefälscht, er habe die fraglichen Rechnungen nicht signiert. Dies erwies sich jedoch als falsch: Gemäss einem Schriftgutachten hatte er sie sehr wohl selbst unterzeichnet.

Was ebenfalls ein eher zweifelhaftes Licht auf einzelne Vorgesetzte wirft: Als Diana R. das Geld nicht mehr reichte, haben sie die Kreditkartenlimite ihrer Karte hochgesetzt, zweimal sogar. Erst von 10 000 auf 20 000 Franken, dann von 20 000 auf 25 000. Man hat ihr offenbar blind vertraut oder einfach weggeschaut.

«So war die Firmenkultur»

Diana R. beteuerte vor Gericht, keinerlei Schuldbewusstsein gehabt zu haben, auch nicht bei den Ausgaben, die nachweislich privater Natur waren. Was durchaus glaubhaft ist: Nach Chefwechseln ist keine signifikante Änderung im Einkaufsverhalten festzustellen, kein vorsichtiges Abtasten, ob der Neue das Verhalten ebenfalls toleriert. Sie hat ganz selbstverständlich weitergemacht. «So war die Firmenkultur», sagte sie während des Prozesses immer wieder.

Das Gericht gab ihr erstinstanzlich recht. Es ist durchaus denkbar, dass die Zürcher Richter von einer gewissen Abneigung gegen die Grossbank getrieben waren, im Sinne von: «Die Kleinen fasst man, die Grossen lässt man laufen.» Die Bank als Geschädigte verzichtete auf einen eigenen Rechtsvertreter im Gerichtssaal. Was eher ungewöhnlich ist. Als ob sie sich selbst etwas schämt für die ganze Angelegenheit. ○

Zeitung der Schweizer KMU-Wirtschaft

● **Service public**
Öffentliche Diskussion
statt bloss Alibi-Experten

● **KMU aktuell**
Fachkräftemangel

Mit attraktiven Weiterbildungen und weniger Regulierungen die KMU-Wirtschaft stärken.
Mittwoch, 24. Juni,
21 Uhr auf

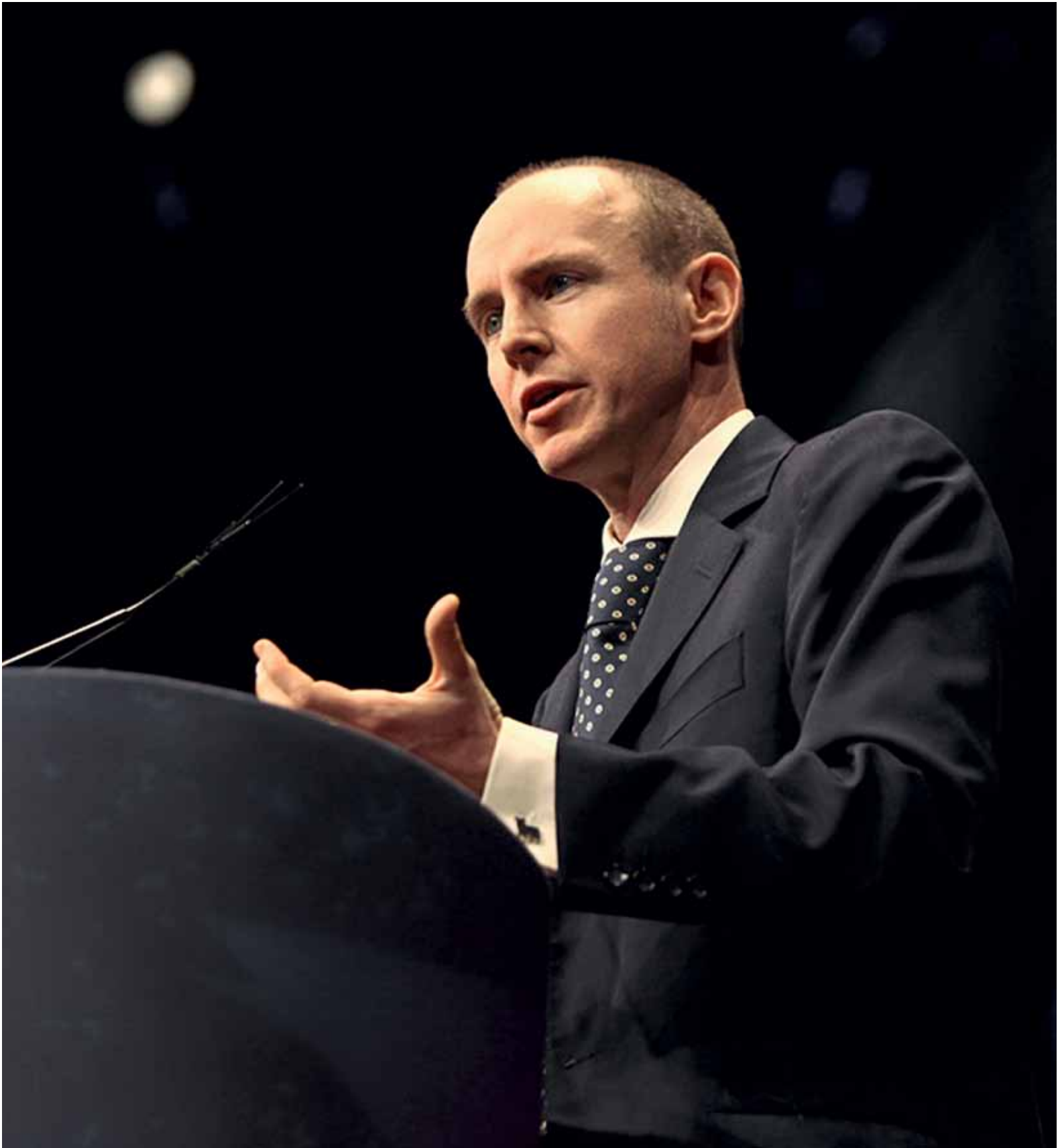


www.gewerbezeitung.ch

Ein Königreich für die Eidgenossen

Gemeinsam mit der Schweiz will der britische Tory-Politiker Daniel Hannan eine Anti-EU schaffen. Von David Camerons Europa-Referendum hält er nichts: «Das ist ein abgekartetes Spiel.»

Von Wolfgang Koydl



«Simulierte Aggressionsshow»: Daniel Hannan.

David McAllister hält den Kollegen für einen «Überzeugungstäter», was in diesem Zusammenhang nicht unbedingt schmeichelhaft gemeint ist, denn im Deutschen hat das Wort schliesslich einen deutlich negativen Unterton. Daniel Hannan, der so Angesprochene, hingegen versteht den Ausdruck durchaus als Kompliment. Schliesslich tritt der britische Tory-Politiker seit fünfzehn Jahren nachhaltig für seine Überzeugungen ein, die sich in einem kurzen Satz zusammenfassen lassen: Grossbritannien muss raus aus der Europäischen Union. Sein Vorbild und sein Wunschverbündeter wäre im Idealfall die Schweiz.

Für diesen Kampf hat sich der britische Euro-Skeptiker Hannan den am weitesten vorgeschobenen Schützengraben ausgesucht: Seit 1999 vertritt er den Wahlkreis Südostengland im Europaparlament, wo der vermeintlich engstirnige Insulaner auch schon mal Reden in fließendem Spanisch hält. Sinnbildlich für seine Überzeugungen ist das Plakat aus Weltkriegstagen, das im Korridor vor seinem Büro im Abgeordnetenhaus an Brüssels Rue Wiertz hängt: «Die Freiheit ist in tödlicher Gefahr. Verteidigt sie mit all eurer Kraft.»

Technische Kleinigkeiten?

Vor McAllisters Tür hängen alte Wahlplakate der CDU aus Niedersachsen. Diesem Bundesland stand der Sohn eines britischen Militärbeamten und einer deutschen Gesangslehrerin bis zu einer ebenso schmerzlichen wie überraschenden Wahlniederlage Anfang 2013 als Ministerpräsident vor. Seit 2014 sitzt er im Europaparlament, eben auch als Vertreter Angela Merkels für alles Britische. Sich selbst sieht der 44-jährige denn auch als Bote, Dolmetscher oder Vermittler zwischen britischen Konservativen und deutschen Christdemokraten. «Zu eigen mache ich mir aber selbstverständlich nur die deutsche Haltung», lächelt er.

Im Mittelpunkt von Hannans politischem Kampf stand stets nur ein Ziel: Seine Landsleute sollten die Möglichkeit erhalten, in einer Volksabstimmung darüber zu befinden, ob ihr Königreich weiterhin zur EU gehören sollte oder nicht. Nun scheint er dieses Ziel erreicht zu haben: Der mit gestärkter Mehrheit wiedergewählte Premierminister David Cameron kann und will nun sein Versprechen einlösen und ein Referendum über die Mitgliedschaft ansetzen, spätestens 2017, vielleicht schon nächstes Jahr. *Mission accomplished, Mr. Hannan?*

«Nein.» Hannan schüttelt resolut den Kopf. «Das Referendum ist eine Farce, ein abgekartetes Spiel, dessen Ausgang schon jetzt feststeht.» Cameron mag zwar sein Parteifreund sein, beim Thema Europa hält er ihn jedoch fast für einen Verräter. «Der Premierminister will das Land in der EU behalten, dafür wird er kämpfen, nicht für einen neuen, gerechten Deal für das Vereinigte Königreich.» Die Regierung werde verkünden, dass alle Forderungen erfüllt

worden seien und die Bürger getrost für einen Verbleib stimmen könnten, höhnt der Abgeordnete. «Sehen Sie sich doch mal seine Forderungsliste an – alles technische Kleinigkeiten.»

Kleinigkeiten? Der Deutsche McAllister weist auf «drei, vier Baustellen» hin, die beseitigt werden müssten: der von London geforderte Verzicht auf eine immer enger werdende politische Union, das Veto-Recht nationaler Parlamente, die Zuwanderung und die Rückgabe souveräner Rechte von Brüssel an die Nationalstaaten. Gibt es nicht auch anderswo Sorge über einen «Brexit», einen britischen Exit aus der EU? Raufen sich die Kontinentaleuropäer nicht die Haare ob all der angelsächsischen Extrawürste? Droht man den Engländern nicht mit den schlimmsten Folgen für ihre Finanzwirtschaft und ihren Handel, wenn sie vom Binnenhandel mit der EU ausgeschlossen sind?

Hannan macht eine wegwerfende Handbewegung. «Haben Sie schon mal ein Spiel der neuseeländischen Rugby-Mannschaft gesehen», fragt er. «Da gibt es vor Spielbeginn den Haka, den traditionellen Kriegstanz der Maori, mit geballten Fäusten und finsternen Mienen.» Hannan hält es bei seinen Worten nicht mehr auf seinem Stuhl. Er steht auf und beginnt auf den 15 Quadratmetern seines Büros auf und ab zu tigern. «So einen Haka führen uns Cameron, Jean-Claude Juncker und Angela Merkel vor: eine simulierte Aggressionsshow.»

Hannan ist ein solches Spiel zuwider. Für ihn gibt es nur eine Lösung: Austritt und Neuverhandlung als eine Art «privilegierter Partner» oder ein «assoziiertes Mitglied». Diese Begriffe seien schliesslich sogar von solch in der Wolle gefärbten Berufseuropäern wie Ex-Kommissionspräsident Jacques Delors oder dem früheren belgischen Regierungschef Guy Verhofstadt im Zusammenhang mit Britannien geäussert worden. Daniel Hannan weiss auch schon, wie die neue Partnerschaft zwischen Insel und Kontinent aussehen soll, denn es gibt sie schliesslich schon: «Im Idealfall würde ich gerne so einen breitgefächerten Deal mit der Europäischen Union haben wie die Schweiz.»

In der Eidgenossenschaft freilich hört man die Wörter «ideal» und «EU» selten im selben Atemzug. Im Gegenteil: Die Schweiz leidet an ihrem Verhältnis zu Brüssel. Sie ringt mit sich und der Kommission. Nicht einmal die bilateralen Verträge, die Grundlage der Beziehungen, sind mehr sakrosankt. An eine Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative, die sowohl den Volkswillen als auch EU-Prinzipien zufriedenstellt, ist nicht zu denken.

Dennoch ist der britische Europa-Abgeordnete felsenfest davon überzeugt, dass die Schweiz auf ihrem Kurs bleiben muss: «Nie-

mand ist immer hundert Prozent happy, auch der Deal der Schweiz ist nicht perfekt. Aber sie hat einen besseren Deal als Norwegen, und Norwegen hat einen besseren Deal als wir.» Wie viele Schweizer, fragt er provokant, wollten denn den gegenwärtigen Zustand mit einer Vollmitgliedschaft vertauschen. Er gibt gleich selbst die Antwort: «Eine verschwindend winzige Zahl. Wenn ich mal einen Schweizer treffe, der sich für einen Beitritt ausspricht, dann weiss ich sofort, dass ich entweder einen Politiker oder einen Diplomaten vor mir habe.»

«Schweiz steht alleine gegen 28 Staaten»

Dann spricht der Tory aus Brüssel einen Vorschlag aus, der nicht unattraktiv erscheint, vor allem, wenn man bedenkt, wie wenig Freunde Bern bei seinen Gesprächen mit EU-Kommission und EU-Parlament hat: «Die Schweiz sollte mit uns zusammenspannen», sagt Hannan, «mit uns, mit den Efta-Ländern, aber auch mit anderen eurokritischen Ländern wie Dänemark und Schweden oder auf dem Balkan.» Hannan gerät geradezu ins Schwärmen: Ein europäischer Freihandelsblock könnte daraus entstehen, eine Gemeinschaft von Staaten, die, unabhängig von Brüsseler Vorgaben, miteinander, mit der EU und mit dem Rest der Welt Handel treiben könnten. Ein solcher Block würde auch das drückende Übergewicht der EU relativieren. «Die Schweiz steht alleine gegen 28 andere Staaten», rechnet der Abgeordnete vor. «Wir Briten müssen uns gegen eine Front von 27 anderen Mitgliedern durchsetzen.» Gäbe es ein Alternativ-Europa, würden die Karten neu gemischt und gerechter verteilt.

Ob es jemals so weit kommt, ob

Hannan seinen Kampf dereinst wirklich gewinnen kann, das liegt in den Händen der britischen Wähler. Derzeit sieht es danach aus, dass sich eine Mehrheit für einen Verbleib des Königreiches in der Union aussprechen wird. «Aber das bedeutet gar nichts und kann sich noch ein paar mal ändern», wiegelt Hannan ab, obschon in seinen Worten die stille Furcht mitschwingt, dass Camerons abgekartetes Spiel aufgehen könnte. Auch David McAllister kennt die Umfragen, aber auch er rät zum Abwarten. «Es ist immer schwierig, wenn Wähler nur mit Ja oder Nein über einen komplizierten Sachverhalt abstimmen sollen», führt er das Standardargument von Politikern in repräsentativen Demokratien gegen die direkte Demokratie an. Er ist freilich zuversichtlich, dass alles so bleibt, wie es ist – und bestätigt plötzlich indirekt die Warnungen des Briten vor der Farce Camerons: «Soweit wir die britischen Forderungen kennen, denken wir, dass das alles nur technische Fragen sind», meint er. «Die sollten lösbar sein.»



David McAllister.



Ausnahmezustand im Zeichen des Automobils: Team Fässler/Lotterer/Tréluyer auf dem Circuit von Le Mans.

Kult und Prestige

Die 24 Stunden von Le Mans sind die Mutter aller Autorennen. Auf und neben der Piste sprengen sie jeden Rahmen. Sogar ein Schweizer, Marcel Fässler, kämpfte um den Sieg.

Eine Reportage von Philipp Gut

Steve McQueen fährt in seinem Porsche 911 über die französische Landstrasse, erreicht die Stadt und biegt auf den grossen Platz vor der Kathedrale ein. Alles ist leer, wie ausgestorben. Er dreht eine einsame Runde und verlässt Le Mans wieder in Richtung Süden. Am Rand der Rennstrecke hält er an, steigt aus. Sein Blick gleitet über die Piste und zurück in die Vergangenheit: Ein Jahr zuvor hat er hier einen Unfall verursacht, ein Freund ist tödlich verunglückt. Trotzdem wird er auch dieses Jahr wieder am Rennen teilnehmen. Der Mythos der 24 Heures du Mans ist stärker als alle Furcht, alle Schuldgefühle. Auf zum Duell!

So beginnt der Kultfilm «Le Mans», zu dem Steve McQueen als Hauptdarsteller und Co-Produzent auch die Idee lieferte. Um diese

Anfangsszene ganz zu verstehen, muss man am Freitag, am Vorabend des Rennens, die Grande Parade des Pilotes erlebt haben. Der Hauptplatz im Stadtzentrum mit der mächtigen, erhöht thronenden Kathedrale im Hintergrund, im Film so melancholisch leer gefegt, ist dann von Zehntausenden Menschen bevölkert. Die Fahrer defilieren in offenen Wagen vorbei, werfen kleine Geschenke in die Menge, die ihnen huldigt wie mittelalterlichen Königen. Eine Gruppe von Japanerinnen stiess ekstatische Schreie aus, als sich Patrick Dempsey präsentierte, der Hollywoodstar («Grey's Anatomy») und Amateurpilot. Auch er fährt Porsche, am Ende erreichte er in der Amateurrangliste den zweiten Platz.

Die 24 Stunden von Le Mans, die Mutter aller Autorennen, sind schon ihrer schieren Dauer wegen eine Monstrosität, eine aus der Zeit gefallene Verrücktheit. Das Rennen dauert fast so lange wie alle Formel-1-Grands-Prix einer ganzen Saison zusammen. Und das Drum und Dran mit der technischen Abnahme der teilnehmenden Wagen – auch sie findet in der Innenstadt vor Tausenden von Fans statt – und den sogenannten Test Days beginnt schon Tage, ja Wochen zuvor. Die 24 Stunden – das ist ein Volksfest ohne Ende. Ausnahmezustand im Zeichen des Automobils. Heuer zum 83. Mal.

Wie Steve McQueen und Patrick Dempsey
Als ich am Renntag – Start ist am Samstag um 15 Uhr – nach dem Frühstück vom Hotel zur

Strecke fahre, ist schon halb Europa unterwegs. Briten in ihren Bentleys und alten Jaguars, Deutsche, Dänen, Wohnmobile, französische Kleinwagen. Die Unterkünfte im Umkreis von achtzig Kilometern sind ausgebucht. Über eine Viertelmillion Zuschauer strömt an den Circuit, alte und junge, Grossmütter und kleine Jungen. Was auffällt: die friedliche – früher hätte man pathetisch gesagt: völkerverbindende – Atmosphäre. Am Ende werden die deutschen Marken triumphieren: vorne zwei Porsche 919 Hybrid, dann der erste Audi R18 e-tron quattro mit dem dreifachen Schweizer Le-Mans-Sieger Marcel Fässler. Die ersten fünf Ränge machen Porsche und Audi unter sich aus. «The German Übermacht»? Hier ist das kein Thema. Nach dem Triumph der Zuffenhausener, die erst letztes Jahr wieder in Le Mans ein-

gestiegen sind, schwenken Tausende von Franzosen Porsche-Fähnchen. Wer in einem 911er unterwegs ist, dem winken die Einheimischen zu, auch wenn man kein Steve McQueen oder Patrick Dempsey ist. Die Motorenliebe der Franzosen ist grenzenlos. Dafür pfeifen viele von ihnen, als Präsident François Hollande, der blasse Sozialist, die Boxengasse abschreitet.

Ich verfolge das Rennen mit ein paar Kollegen von Marcel Fässler, darunter Thomas, sein bester Freund seit Schulzeiten. Mit seinem Dreifachtriumph in Le Mans ist der Einsiedler schon jetzt eine Legende: Kein Schweizer vor ihm konnte hier gewinnen, kein Jo Siffert, kein Clay Regazzoni. In der Box wird Fässlers Audi mit der Nummer sieben von einem Team von Technikern gerüstet für die kommende Extrembelastung. Man könnte sich in einem

Operationssaal wähen: Blinde Kommunikation, jeder Handgriff sitzt. Marcel ist jetzt kaum mehr ansprechbar. Schon am Vortag sei er immer ruhiger geworden, eingesponnen in seinen Kokon der Konzentration, erzählt Thomas, der Schulfreund, der mit ihm das Hotelzimmer teilt. Erst nach dem Rennen ist Fässler wieder da, lachend bei einer Flasche Bier.

Schöner als die Nike von Samothrake

Fuhr man in früheren Zeiten noch taktisch, müssen die Wagen heute einen 24-stündigen Dauersprint aushalten. Nicht alle schaffen es. Nach einer Stunde brennt der erste Porsche der untergeordneten GT-Serie. Einen zweiten sollte dasselbe Schicksal ereilen. Um 17.50 Uhr crasht der Audi Nummer acht von Fässlers Teamkollegen. Vor unseren Augen fliegen Teile in die Luft.

Bei einem Konkurrenten öffnet sich bei voller Fahrt die Tür. Auch Fässler hat Pech. Sein Audi kämpft auf Augenhöhe mit dem siegreichen Porsche, er fährt sogar die schnellsten Runden, doch dann, kurz vor sieben Uhr morgens, nach fast sechzehn Stunden Renndauer, der Schock: Teile der Motorhaube lösen sich. Unfreiwilliger Boxenstopp. Zehn Minuten dauert die Reparatur. Eine halbe

Ewigkeit. Und am Ende genau die Zeit, die zum erneuten Schweizer Triumph fehlt.

In Le Mans ist alles eine Nummer grösser als sonst, auch abseits der Strecke. Audi und Porsche, die führenden Werke, bauen eigene Temporarhotels auf, verwöhnen Kunden und Gäste in tempelartigen Luxus pavillons an bester Streckenlage. Barber-Shop, Fish-Spa, Karting, Helikopterflüge über den Circuit inklusive. Allein bei Audi arbeiten tausend Leute – für tausend Gäste und drei Autos. Die Aura des Kults und des Prestiges, die dieses Rennen der Rennen umgibt, rechtfertigt jeden Aufwand.

Von unseren erhöhten Plätzen überblicken wir das Doppel-S, die Schikane vor der Zielgeraden. Auf normalen Strassen würde hier ein Warnschild stehen und ein Geschwindigkeitslimit von vielleicht 40 km/h gelten. Wie die Piloten durchziehen, mit 140, immer wieder für Sekundenbruchteile auf dem Gas, löst staunendes Kopfschütteln auf der Tribüne aus. Am Anfang geht alles gut. Je länger das Rennen dauert, desto mehr Fahrzeuge verlieren an dieser Stelle die Kontrolle: Manche dreht es, andere verpassen die scharfen Kurven und rattern über Randsteine und Rasen.

>>>



Alles eine Nummer grösser: Marcel Fässler (2. v. r.).



Testosteron in akustischer Gestalt: Startaufstellung.



Blinde Kommunikation in der Box: Marcel Fässlers Audi R18 e-tron quattro.



Auf zum Duell: Hollywood-Legende Steve McQueen, 1971.

Pro Wagen wechseln sich jeweils drei Fahrer ab, jeder fährt höchstens vier Stunden am Stück, ein doppeltes Formel-1-Rennen. Marcel Fässler startet kurz nach 21 Uhr zu seinem ersten Einsatz. Um 21.45 Uhr esse ich auf dem Balkon mit Sicht auf das Doppel-S fünf Schnecken. Die Ästhetik des Rennens ändert sich: Die Scheinwerfer sind rasende Lichtkugeln in Hell- und Dunkelgelb, die Nummernschilder leuchten in verschiedenen Farben, die Bremscheiben glühen, Fehlzündungen zeichnen zuckende kleine Blitze in die Nacht.

Immer präsent, pausenlos, 24 Stunden lang, ist die gewaltige Geräuschkulisse, nicht nur am Pistenrand: Die ganze Gegend, kilometerweit über den Circuit hinaus, hallt und vibriert mit. Von fern klingt es wie das Summen gigantischer Killerbienen. Was Verächter als «Motorenlärm» bezeichnen, ist in den Ohren der Rennsportgemeinde Musik und Offenbarung: Testosteron in akustischer Gestalt. Nicht einmal die berühmte Nike von Samothrake sei so schön wie ein aufheulendes Auto, sagte der Futurist Filippo Tommaso Marinetti. Diese Vielfalt der Stimmen und Instrumente! Die bösen Töne des Ferrari 458 Italia, die kernigen des Aston Martin V8 Vantage, die furchterregenden der Corvette C7.R. Die gelbe Amerikanerin lässt bei jedem Runterschalten Explosionen knallen, die durch Mark und Bein fahren und sie zum lautesten Wagen des Felds machen. Schliesslich das vergleichsweise zarte, düsenjetartige Zischen der hochentwickelten Hybridantriebe von Audi und Porsche: leiser, aber schneller. Und als dann, am Sonntag um 15 Uhr, alles vorbei ist, fehlt etwas. Die plötzliche Stille hat etwas Unheimliches.

Die Einsamkeit um fünf Uhr früh

Dem Audi Nummer sieben läuft es lange gut. Um 0.15 Uhr geht Marcel Fässler, der das ge-



Ekstatische Schreie: US-Schauspieler Patrick Dempsey.

fürchtete Fahren bei Dunkelheit liebt, erstmals in Führung. Auf einer eigens entwickelten App kann man sich live in sein Cockpit einschalten (und in das jedes anderen Piloten). Bei einer Spitzengeschwindigkeit von 330 km/h kommen Laien kaum mit. Im Lichtkegel der Scheinwerfer verengt sich die Welt auf Geraden und Kurven, die flatternd, flimmernd auf einen zufliegen. Dazwischen die Heckleuchten der Konkurrenten; die meisten haben gegen den R 18 e-tron quattro keine Chance. Der Audi nähert sich ihnen im Windschatten, lenkt einmal rechts, einmal links vorbei – und weg sind sie.

Die ganz hartgesottenen Fans harren das gesamte Rennen über aus, andere ziehen sich für ein paar Stunden in ihre Wohnwagen, Zelte, Hotelzimmer zurück. Thomas, Fässlers Freund, verpasst keine Minute. Um fünf Uhr morgens sitzt er einsam vor dem grossen Bildschirm mit der Live-Übertragung. Noch um zwei hat hier

Partystimmung geherrscht. Aus Frankfurt wurde Lounge-DJane Inga Wee eingeflogen. Jetzt sind die geladenen Gäste verschwunden. Auch ich lege mich einige Stunden hin. Als ich zurückkehre, steht Thomas die Müdigkeit, aber auch die Enttäuschung ins Gesicht geschrieben. Das Drama mit den sich lösenden Teilen der Motorabdeckung hat er live mitbekommen. Hinzu kommen ein schleicher Plattfuss und eine sogenannte Durchfahrtsstrafe. Thomas weiss: Rang eins ist jetzt kaum mehr möglich. Das neue Ziel ist jetzt ein Platz auf dem Podest.

Überholtes Schweizer Rundstreckenverbot

Kurz vor 10.30 Uhr ist der Einsatz von Marcel Fässler zu Ende. Seine beiden Kollegen, der Deutsche André Lotterer und der Franzose Benoît Tréluyer, steuern das Auto heil über die Runden. Der Audi Nummer sieben beendet das Rennen mit zwei Runden Rückstand als Dritter. Die Gewissheit, hier ein weiteres Mal siegen zu können, bleibt: Fässler fuhr die schnellste Runde. Durchschnittsgeschwindigkeit: 248,5 km/h.

Vor genau sechzig Jahren kam es in Le Mans zum schlimmsten Unfall der Motorsportgeschichte. Der Mercedes des Franzosen Pierre Levegh hob nach einem unverschuldeten Zusammenprall ab. Das Auto überschlug sich, Wrackteile flogen ins Publikum. Die Magnesiumlegierung des Mercedes brannte stundenlang. Mehr als achtzig Zuschauer kamen ums Leben. Die Schweiz reagierte mit einem Verbot von Rundstreckenrennen

auf die Katastrophe. Der ehemalige Grand-Prix-Circuit im Bremgartenwald bei Bern ist heute mit Moos, Gras und Gestrüpp überwachsen.

Das Verbot ist überholt. Die Sicherheitsargumente, die damals ins Feld geführt wurden, zählen nicht mehr. Die Zeiten, als Strohhallen als Leitplanken dienten, sind längst passé. Das Publikum ist heute geschützt, und auch die Piloten sind durch die verbesserte Technik einem viel geringeren Risiko ausgesetzt als früher. Trotzdem scheiterten in den letzten Jahren verschiedene Versuche, das Verbot aufzuheben, am Widerstand des Ständerats.

In Le Mans, wo man es wissen muss, versteht das keiner. Der Mythos des grössten Autorennens der Welt ist so lebendig wie nie. Die Ausgabe 2015 verzeichnete mit 263 500 Zuschauern einen neuen Rekord. «Eternal Le Mans» heisst eines der zum Kauf angebotenen Bücher: das ewige, unsterbliche Le Mans. ○



Gegenrede

Und es geht doch

Die Speicherseen könnten die Stromversorgung der Schweiz nach einem Atomausstieg nicht sichern. Diese Behauptung machte die *Weltwoche*. Sie ist falsch.

Von Anton Gunzinger

Es sei nicht möglich, den Stromverlust nach einem Atomausstieg durch den geschickten Einsatz erneuerbarer Energien zu kompensieren, behauptete die *Weltwoche* («Der Alpen-Traum», Nr. 22) und beschwor ein Abhängigkeitsszenario: Wenn die Schweiz ihre Kernkraftwerke abstelle und keine Gaskraftwerke baue, bleibe ihr nichts anderes übrig, als Strom zu importieren, «damit im Winter die Lichter nicht ausgehen». Bemüht wird unter anderem die nicht auszurottende Binsenwahrheit, wonach die Fotovoltaik nur im Sommer als Energiequelle taugt. Im Dezember könne man etwa «in Bern nur noch mit zwei Prozent der jährlichen Sonneneinstrahlung rechnen», heisst es im Artikel. Es stimmt zwar, dass es im Dezember einige Tage gibt, an denen so wenig Sonnenenergie anfällt. Doch im Durchschnitt liefert die Fotovoltaik im Winter etwa dreissig Prozent der Hochsommer-Erträge.

Wenn die *Weltwoche* moniert, dass in Pumpspeicherseen «gerade mal Platz für zusätzliche 0,24 TWh Strom zur Verfügung steht», hat sie zwar recht. Doch sie verkennt, dass Pumpspeicher nicht dazu da sind, saisonale Unterschiede (Sommer/Winter) auszugleichen. Es handelt sich vielmehr um dynamische Kurzzeitspeicher für maximal 48 Stunden. Die dezentrale Energie zu den Pumpspeicherwerken zu bringen, ist dabei kein nennenswertes Problem; das bestehende hierarchische Netz ist sowohl zum Verteilen von zentraler Energie an die unterschiedlichen Abnehmer wie auch zum Einsammeln der dezentral produzierten Energie bestens geeignet.

Auch im Winter regnet es

Die Herausforderung ist der Winter. Bei einem Nettoverbrauch von 60 Terawattstunden (TWh) pro Jahr müssen im Sommer etwa 30 TWh und im Winter etwa 35 TWh elektrische Energie produziert werden, da ein Teil der Energie im Netz und beim Hochpumpen in Speicherseen verlorengeht. Den saisonalen Ausgleich besorgen die Speicherseen. Die Angabe der *Weltwoche*, dass diese maximal 8,8 TWh Energie speichern können, ist ebenfalls korrekt. Vergessen ging indes, dass es in den Bergen glücklicherweise auch im Winterhalbjahr (Oktober bis März) öfter regnet; so fliesst zusätzlich Wasser für 5 bis 6 TWh in die Speicherseen, und es können 14 bis 16 TWh produziert werden. Laufwasserkraft-

werke und Kehrlichtverbrennungsanlagen liefern weitere 8 TWh. Bei einem Szenario mit Kernenergie werden rund 15 TWh im Winter nuklear produziert. Bei einem Szenario mit erneuerbaren Energien kann die Sonne im Winter einen Beitrag von 7 TWh leisten (bei einer installierten Leistung von 13 GW), der Wind 3 TWh (bei einer installierten Leistung von 3,6 GW) und Biomasse (Vergärung von organischen Stoffen wie Klärschlamm, Bioabfällen, Gülle, Mist oder Altholz) 4 TWh (bei einer installierten Leistung von 1 GW).



Hervorragende Arbeit: Émosson-Stausee.

Die Speicherseen decken beim Szenario mit Kernenergie die Differenz zwischen dem fast konstanten Angebot der Kernkraftwerke und der dynamischen Nachfrage und beim Szenario mit erneuerbaren Energien diejenige zwischen dem dynamischen Angebot von Sonne und Wind und der dynamischen Nachfrage. Grund dafür, dass dies in der Schweiz möglich ist, ist die hervorragende Arbeit unserer Vorfahren: Sie haben in den Bergen eine Vielzahl grosser Speicherseen gebaut, deren Kapazität wir in Zukunft noch besser nutzen können.

Unsere Berechnungen zeigen: Die Schweiz kann verlässlich mit erneuerbarem Strom aus

Wasser, Sonne, Wind und Biomasse versorgt werden, sofern das System richtig dimensioniert wird. Von besonderer Bedeutung ist dabei, dass man die Solar- und Windanlagen gut über das Land verteilt. In diesem Zusammenhang ist beispielsweise nicht allgemein bekannt, dass die Sonneneinstrahlung (und damit der Stromertrag) in Berggebieten teilweise höher ist als in der Sahara.

Wettbewerb statt Planwirtschaft

Als Unternehmer und Anhänger der freien Marktwirtschaft wundere ich mich, dass die Atomenergie in der laufenden Energiedebatte so energisch verteidigt wird. In freien Märkten sollte es doch eigentlich darum gehen, immer bessere Produkte immer preiswerter anzubieten. Diesem Anspruch werden die Kernkraftwerke nicht gerecht. Kernkraftwerke sind Planwirtschaft pur. Vor dreissig Jahren kostete der Atomstrom zwei Rappen pro Kilowattstunde (kWh). Der Kernreaktor Hinkley Point C, der in England im Jahr 2022 in Betrieb gehen soll, wird Strom für ungefähr 15 Rp./kWh produzieren. Kernenergie wird jährlich vier Prozent teurer. Unternehmerisch gesehen, ist das bedenklich – ganz abgesehen von den Sicherheitsaspekten und dem ungelösten Endlagerproblem.

Die gegenteilige Entwicklung ist bei den erneuerbaren Energien zu beobachten: Vor zehn Jahren kostete eine Kilowattstunde Solarenergie in Deutschland 0,6 Euro, heute nur noch 0,06 Euro (ohne Subventionen). Sicherheitsbedenken gibt es hier keine.

Mir schwebt eine Schweiz vor, die sich unabhängig vom Ausland mit Strom versorgen kann. Eine starke Schweiz, welche die Energiewende als Möglichkeit begreift, zukunftssträchtige Technologien zu entwickeln, anzuwenden und international gewinnbringend zu vermarkten. Strom wird schon in absehbarer Zeit eine noch viel zentralere Rolle spielen als heute, vor allem bei der Mobilität und der Gebäudeheizung. Mit einem intelligenten und innovativen Systemdesign im Bereich der Stromproduktion könnte sich die Schweiz perfekt auf die Herausforderungen der Zukunft einstellen.

Anton Gunzinger ist Professor und Lehrbeauftragter an der ETH Zürich sowie Gründer der Supercomputing Systems AG. Kürzlich ist im Zytlogge-Verlag sein Buch «Kraftwerk Schweiz – Plädoyer für eine Energiewende mit Zukunft» erschienen.

Eidg. dipl. Quacksalber

Der Bund zollt den Naturheilpraktikern seine Anerkennung. Damit adelt er Methoden, die den Anschein von Medizin machen, aber auf seltsamen Lehren beruhen. Die Kontrolle über die Ausbildung liegt bei der Alternativmedizin-Szene. Von Alex Reichmuth und Jonas Baumann (Illustration)

Kommt man auf die Hexenmedizin afrikanischer Stämme zu sprechen, pflegt man in unseren Breitengraden die Hände zu verwerfen. Welch ein mittelalterlicher Aberglaube! Welch ein Missstand, der unzähligen Menschen eine seriöse medizinische Versorgung vorenthalten wird! Die Überheblichkeit ist fehl am Platz. Denn Voodoo-Medizin gibt es auch im eigentlich aufgeklärten Abendland. Sie macht sich hier sogar immer mehr breit. Und in der Schweiz kann sie ab sofort mit Diplomen aufwarten, die vom Bund ausgestellt werden.

Die entsprechende Neuigkeit war im Mai den meisten Tageszeitungen nur eine kurze Meldung wert: Das Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation (SBFI) hat die Höhere Fachprüfung für Naturheilpraktiker genehmigt. Dadurch entsteht der schweizweit anerkannte und geschützte Titel «Naturheilpraktiker/-in mit eidg. Diplom». Unspektakulärer geht es nicht – scheinbar.

Mit dem Begriff «Naturheilpraktiker» verbinden die meisten Menschen nur Positives. Die Natur gilt als Inbegriff des uneingeschränkt Guten. Wer «natürlich» sagt, meint in der Regel «sanft» und «harmlos». Die Heilung mittels natürlicher Kräfte gilt als «ganzheitlich» – in Abgrenzung zur «Schulmedizin». Diese gerät in Verruf, nur oberflächlich Symptome zu bekämpfen, statt den Menschen in seinem ganzen Wesen zu verstehen. Der konventionellen Medizin wird nachgesagt, «Big Pharma» zuzudienen, die Menschen in Not lieber mit «chemischen» Medikamenten vollstopft, statt sie wirklich zu heilen.

Wie Pilze aus dem Boden geschossen

Naturheilpraxen sind darum in den letzten Jahren wie Pilze aus dem Boden geschossen. Mittlerweile arbeiten in der Schweiz 2500 Naturheilpraktiker. Viele ihrer Patienten gehen davon aus, dass diese sie vor allem mit pflanzlichen Substanzen behandeln, deren Wirkung von klassischen Ärzten verkannt wird. In vielen Fällen treten Naturheilpraktiker mit ihren Patienten in einen aufmerksamen Dialog über die vorgebrachten Beschwerden – in der Tat oft einfühlsamer als mancher Schulmediziner.

Die Ausbildung zum Naturheilpraktiker, die nun eidgenössisch anerkannt wird, umfasst vier alternative Methoden: Ayurveda, Homöopathie, traditionelle chinesische Medizin und traditionelle europäische Naturheilkunde. Die Wirksamkeit dieser Methoden ist bis heute nicht belegt. Spüren die Patienten

einen positiven Effekt, ist er fast sicher auf psychologische Wirkungen zurückzuführen – sei es wegen der aufmerksamen Umsorgung oder wegen des Glaubens an baldige Besserung. Der Placeboeffekt ist zwar unbestritten eine starke und willkommene Kraft. Er tritt allerdings mitnichten nur bei objektiv wirkungslosen Interventionen ein, sondern bei jeder Behandlung, die den Patienten überzeugt. Insofern ist es moralisch fragwürdig, Patienten nur mittels psychischer Wirkung heilen zu wollen – insbesondere wenn echt taugliche Methoden zur Verfügung stünden.

Die Briten nennen es Hexenzauber

Die vier erwähnten Methoden beruhen darüber hinaus auf einer Art magischem Denken, das naturwissenschaftlichen Prinzipien völlig entgegensteht. Jeder rational denkende Mensch müsste solche Magie als unvernünftig zurückweisen. Homöopathie als prominenteste Methode etwa, die in weiten Bevölkerungskreisen mit Pflanzenheilkunde verwechselt wird, beruht auf skurrilen Grundsätzen. Zum einen gilt das Ähnlichkeitsprinzip, nach dem Krankheiten durch Mittel geheilt werden, die bei Gesunden ähnliche Symptome hervorrufen, wie sie beim Kranken auftreten. Dieses Prinzip hat keinerlei rationale Grundlage. Zum anderen setzen Homöopathen bei der Herstellung von

Längst ist belegt, dass die Wirkung der Homöopathie höchstens auf dem Placeboeffekt beruht.

«Medikamenten» auf fast endlose Verdünnung unter ständigem Schütteln, so dass der Wirkstoff im Endprodukt faktisch nicht mehr vorhanden ist. Gemäss Homöopathen wird bei diesem Ritual die «Information» der Wirkstoffe auf magische Weise gespeichert. Eine Resolution der British Medical Association hat solches Denken 2010 als «Hexenzauber» bezeichnet.

Wissenschaftlich ist längst belegt, dass die Wirkung der Homöopathie höchstens auf dem Placeboeffekt beruht. So hat etwa der nationale Gesundheits- und Medizinforschungsrat von Australien im letzten März den weltweit bisher aufwendigsten Forschungsbericht vorgelegt – mit dem Resultat, dass Homöopathie weder wirksam sei, noch eine wissenschaftliche Basis habe. Der Rat warnte vielmehr: «Menschen, die Homöopathie wählen, könnten ihre Gesundheit gefährden, wenn sie Be-

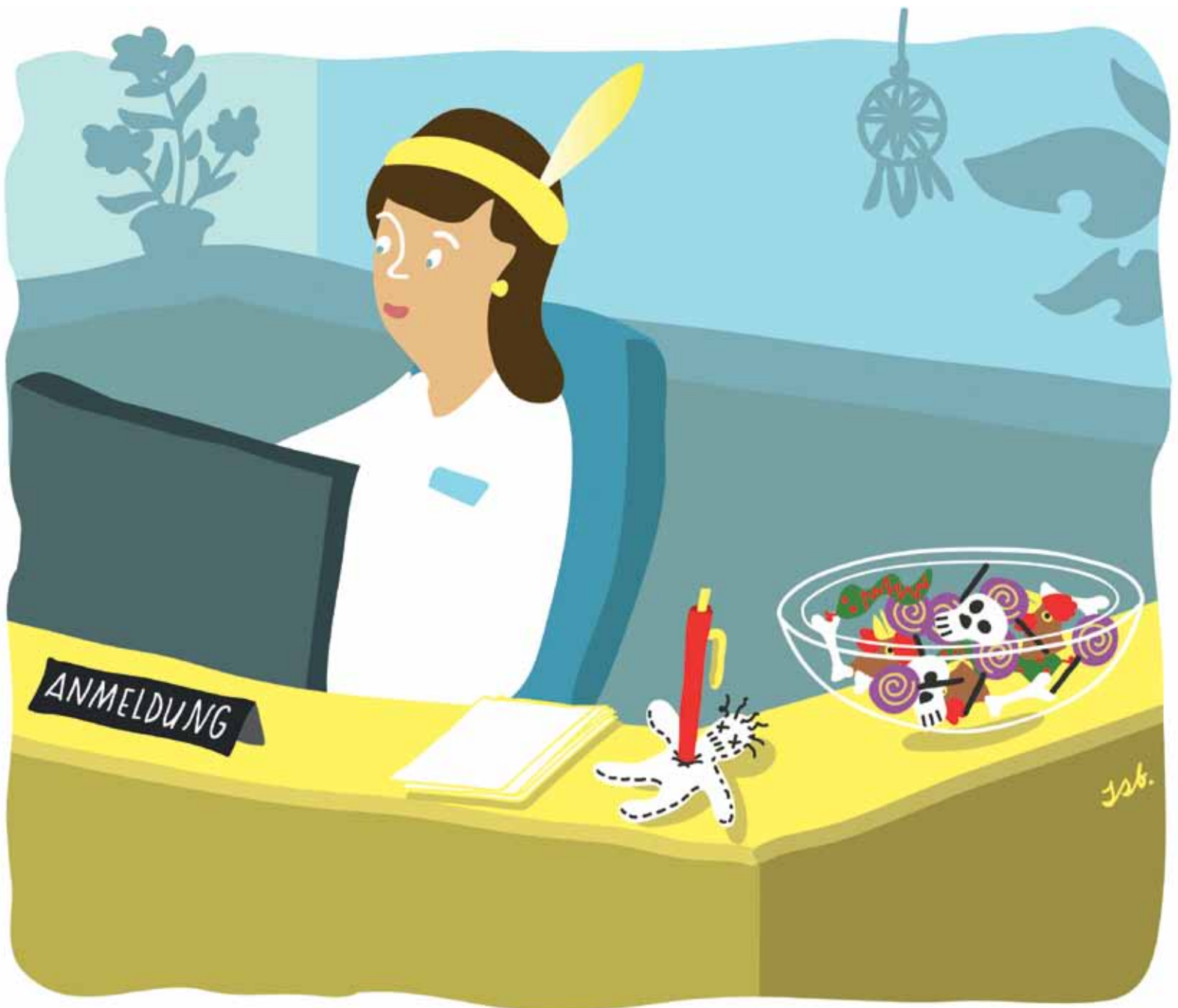
handlungen ablehnen oder verzögern, deren Sicherheit und Wirksamkeit belegt ist.»

Nicht nur die Homöopathie, sondern auch die anderen Methoden der Naturheilpraktiker haben in Wahrheit wenig mit Natur zu tun und können höchstens beschränkt heilen. Eine direkte Gefährdung besteht zwar kaum. Aber Komplementärmedizin kann indirekt Schaden anrichten, wenn Patienten mit lebensgefährlichen Problemen wie Krebs oder Herzerkrankungen nur alternativ- statt wirklich medizinisch versorgt werden. Dass Naturheilpraktiker ihre Kunden bei schweren Krankheiten einer konventionellen Behandlung zuführen, wie sie selber immer wieder versichern, ist zwar zu hoffen – aber zweifelhaft: Denn Naturheilpraktiker sind keine Ärzte, eidgenössisches Diplom hin oder her. Ihr medizinisches Wissen ist begrenzt.

«Epochaler Meilenstein»

Die Schaffung des eidgenössischen Diploms geht auf den Verfassungsartikel zur Komplementärmedizin zurück, den das Volk 2009 gutgeheissen hat. Nebst dem, dass fünf alternativmedizinische Methoden von der Krankenkasse bezahlt werden, sofern Ärzte sie anwenden, folgt aus dem Verfassungsartikel, dass Ausbildungsgänge nichtärztlicher Therapeuten anerkannt werden sollen. Die Organisation der Arbeitswelt Alternativmedizin Schweiz (OdaAM) als Dachverband der Komplementärmedizin feiert die Anerkennung der Naturheilpraktiker nun als «lang ersehnten, hart erarbeiteten, epochalen Meilenstein». Wie diese Kreise immer wieder betonen, sollen mittels geregelter Berufszulassungen «Scharlatane» ferngehalten werden. Doch auf einem Gebiet, wo Grundsätze befolgt werden, die an Aberglauben grenzen, ist eine Unterteilung in «seriös» und «unseriös» per se fragwürdig.

Der Wille des Volkes zu einer Berücksichtigung der Komplementärmedizin durch Bund und Kantone muss sicher respektiert werden. Bedenklich ist aber, dass der Bund die Kontrolle über die Ausbildung von Naturheilpraktikern offenbar weitgehend an die Alternativmediziner delegiert hat. Zwar verweist das zuständige Staatssekretariat auf «breit abgestützte Konsultationen bei allen beteiligten Kreisen», etwa bei Ärzten und Kantonen. Das Gesetz schreibe zudem eine «enge Zusammenarbeit» mit den Betroffenen vor. Die Alternativmedizin-Szene konnte aber wohl vieles einfach bestimmen. So steht in der neuen Prü-



In der falschen Annahme, medizinisch seriös behandelt zu werden.

fungsordnung etwa, alternative Behandlungen würden «zur nachhaltigen Verbesserung der Gesundheit» beitragen. Bezeichnenderweise lässt das SBFI die Frage nach einem Beleg für diese Behauptung gleich durch die Alternativmediziner selber beantworten.

Der Berufsverband OdaAM argumentiert dabei mit den «zahlreichen Erfahrungen der Schweizer Bevölkerung, welche diese Angebote seit Jahren in zunehmendem Masse nutzt und ganz offensichtlich damit gut fährt». Zudem verweist er auf «Fallstudien», die «bei unvoreingenommenem Studium» sehr positive Ergebnisse zeigten. Dass eine Methode beliebt ist, belegt deren Wirksamkeit aber nicht. So waren in früheren Jahrhunderten etwa Aderlässe in der Medizin weitverbreitet. Später stellte sich heraus, dass es sich um eine schädliche Methode handelt. «Fallstu-

dien» sind zudem keine Methode, um Medikamente seriös zu prüfen. Es sind vielmehr Beschreibungen von Episoden und Einzelfällen.

Rhythmen von Natur und Erde

Über die Diplomerteilung für Heilpraktiker wachen in Zukunft nicht solide Ärzte. Zuständig ist eine Kommission für Qualitätssicherung (QSK), in der ausschliesslich Vertreter der Alternativmediziner-Szene sitzen. Präsident des Gremiums ist Markus Senn, ein ehemaliger Pflegefachmann, der auf der Homepage seiner Praxis die Wirkung der Homöopathie als «unbestritten» bezeichnet. Weiter gehört der Homöopath Stephan Fecker dem Gremium an, der sogar behauptet, homöopathische Arzneimittel würden «nach streng wissenschaftlichen Kriterien» geprüft. Andere Mitglieder der QSK haben sich etwa

auf Ayurveda spezialisiert, eine wissenschaftsferne Heilslehre aus Indien, oder auf eine dubiose Methode namens «posturale Integration». Ein einziges Mitglied, Kurt Tischhauser, ist ausgebildeter Arzt. Angesichts dessen, dass in Tischhausers Praxis «biologisch-integrative Medizin» angeboten wird, die gemäss Internetauftritt «den Patienten in eine dynamische Vernetzung mit den Gesetzen und Rhythmen von Natur und Erde» zurückführen soll, ist aber zu bezweifeln, dass er nüchternen Sachverstand in die Kommission einbringt.

Die wenigsten Patienten sind sich dieser Verhältnisse wohl bewusst. Das eidgenössische Diplom an der Wand ihres Naturheilpraktikers wird sie im Gegenteil vielmehr in der falschen Annahme bestärken, medizinisch seriös behandelt zu werden. ○



Was sich Frauen alles herausnehmen können.

Männer, bitte weiterblättern

Um in einer Beziehung unseren Willen durchzusetzen, müssen wir einige Tricks beherrschen. Eine Anleitung von Frau zu Frau.

Von Kathy Lette

Die Liebe taugt als Vorbereitung auf die Ehe etwa so gut wie ein Häkelkurs auf eine Soloumrundung der Erde in einem Segelboot. Nun hat ja niemand behauptet, die Ehe sei ein Zuckerschlecken, von wegen «in guten wie in schlechten Zeiten» und so weiter; aber eines ist klar: Ehrlichkeit ist nicht die beste Strategie. Zwar fordern Psychologen Eheleute ständig auf, einander alles zu sagen, aber da fragt man sich: «Bei wem haben die studiert? Bei Dr. Oetker?»

Nein, Mädels, wenn ihr euren Willen bekommen wollt, dann lautet das erste Gebot: Sagt euren Männern nie die Wahrheit. Damit will ich euch nicht zum Lügen auffordern, aber, sagen wir mal, zu selektiver Ehrlichkeit.

Hier folgen ein paar Tipps, was ihr vor euren Partnern geheim halten solltet, wenn euch ein harmonisches Zusammenleben lieb ist.

Sex — Egal, wie emanzipiert ein Mann scheinen mag: Insgeheim erwartet er, dass du nicht so viel sexuelle Erfahrung hast wie er. «Bin ich der Erste, mit dem du schläfst?», lautet die typische Männerfrage. «Natürlich», antwortet die Frau, «aber wieso müsst ihr Männer eigentlich immer diese blöde Frage stellen?» Es ist nicht nur unumgänglich, dass du die genaue Anzahl deiner früheren Liebhaber verschweigst, sondern auch, dass du ihm alle fleischlichen Details vorenthältst. Erzähl nie, nie, wie gut der Sex mit einem anderen

war oder wie gut derselbe ausgestattet ist. Freud lag völlig falsch. Nicht Frauen leiden an Penisneid, sondern Kerle: «Hab ich einen Grossen?» Ich hatte einmal einen Freund, der mich die ganze Zeit löcherte mit Fragen nach Details. Irgendwann sagte ich: «Hör zu, ich würde ja liebend gern mit dir dein Ding diskutieren, aber Kleinigkeiten interessieren mich nun einmal nicht.» Danach herrschte Ruhe.

Campen — Zu den grossen Mysterien gehört auch die Frage, warum die Menschheit aufgeteilt ist in solche, die gern drinnen, und solche, die gern draussen sind – und warum zwangsläufig Vertreter der verschiedenen Gruppen einander heiraten. Ich machte den

Fehler, meinem Mann zu sagen, wie sehr ich Zelten hasse, worauf er jeden Urlaub darauf verwendete, mich zu bekehren. Sag also, dass du allergisch bist auf Fliegen, Blumen, Froschlaich – lass dir was einfallen –, denn sonst werdet ihr nach ein paar Nächten im Zelt-Mief feststellen, was ihr wirklich gemeinsam habt: Verachtung und Verbitterung. Dazu kommt, dass ein Krach in einem Zelt der schiere Frust ist: Versuch nur mal, hinauszustürmen und hinter dir effektiv die Zeltplane zuzuschmettern.

Kratzer am Auto — Jeder Mann hält sich für einen hervorragenden Autofahrer und jede Frau für fahrtechnisch behindert. Sogar wenn ein anderer Fahrer dir den Aussenspiegel abgebrochen oder die Stossstange eingedellt hat, nimmt dein Mann automatisch an, es sei deine Schuld gewesen. Falls der Kratzer an seinem Auto aber tatsächlich von dir stammt, spiel die Unschuldige, denn sonst überschreitet seine Schadenfreude alle Grenzwerte auf dem glückhämischen Index. Besser ist es, Stein und Bein zu schwören, er habe die Stossstange eingedrückt, als er auf jener Party einen über den Durst getrunken und dennoch darauf bestanden hatte, nach Hause zu fahren. Lass beiläufig fallen, dass, wenn du ein eigenes Auto gehabt hättest, du ihn abholen und nach Hause fahren hättest können. Wäre das nicht viel angenehmer und vernünftiger gewesen? (Warum mögen Männer intelligente Frauen? Weil Gegensätze sich anziehen.)

Kartenlesen — Da wir gerade beim Thema Auto sind: Die meisten Männer sterben lieber, als dass sie jemanden nach dem Weg fragen. Sogar, wenn man eine gefühlte Woche lang auf einer siebenspurigen Ringstrasse rumgekurvt ist und alle Passagiere mittlerweile aussehen wie die Figuren auf dem Gemälde «Das Floss der Medusa». Damit ist auch klar, warum in einem Spaceshuttle mittlerweile immer eine Frau mitfliegt. Wenn du die Nase voll hast davon, zu Autorallyes und Flugshows mitgeschleift zu werden, biete einfach deine Dienste als Kartenleserin an. Dann kannst du Ziele ansteuern, die eher deinem Geschmack entsprechen. Und entwickle bloss keine Schuldgefühle, weil du ihm was vormachst: Denn wie ist es eigentlich möglich, dass Männer auf den Milliliter genau ausrechnen können, wie viel Benzin es braucht für die fünf Stunden lange Fahrt nach Südfrankreich, und dort dann das Fischerdorf aufspüren, das auf keiner Landkarte verzeichnet ist – doch unfähig sind, den G-Punkt zu finden? Ein Navigationssystem für die Orientierung im weiblichen Unterleib gehört dringend erfunden.

Allergie auf seinen alten Kumpel — Mein Mann hat einen Freund aus seinen Universitätstagen, der direkt vom Stimmbruch zum

Ehebruch gewechselt hat. Er ist ein sexueller Kleptomane, dessen Hirn in seiner Unterhose steckt. Er hat mittlerweile seine dritte Scheidung hinter sich und schaut bei uns gern auf einen Schlummertrunk vorbei, um von den alten Zeiten zu plaudern. Schlimmer noch ist, wenn er seine Jugend wiederzufinden sucht, indem er auf eine Kneipentour geht mit meinem Gemahl als Begleiter. Aber lass dir nie anmerken, wie unausstehlich du die Sorte Macker findest, denn sonst fühlt sich dein Mann seinem Kumpel gegenüber zu Loyalität verpflichtet. Tu vielmehr so, als könntest du von dem heissen Typen nicht genug kriegen und er wird schneller ins soziale Sibirien verbannt werden, als du «Eifersucht» buchstabieren kannst.

Schuhe respektive deren Kosten — Einer der grössten Unterschiede zwischen den Geschlechtern ist, dass Männer pro Jahr höchstens ein Paar Schuhe brauchen und oft fürs ganze Leben nicht mehr als vier Paare benötigen. Aus diesem Grund können sie schlicht nicht begreifen, warum es für eine Frau aus genetischen Gründen unmöglich ist, an einem Schuhgeschäft vorbeizugehen, ohne etwas Irrationales mit Riemchen zu kaufen, welches das Herz erfreut. Verstaust du neue Schuhe nicht sofort im Schrank, fragt dich dein Partner unweigerlich, was sie gekostet hätten – eine Frage, der man so umsichtig aus dem Weg gehen sollte wie einer schlafenden Anakonda. Lenk den Mann ab mit einem Scherz. Sag ihm, du seist in letzter Zeit in so viele Fettnäpfchen getreten, dass die Gefahr des Ausrutschens einfach zu gross geworden sei. Während er lacht, versteck die Quittungen.

Weinen — Die meisten Männer sind emotionelle Bonsais, da kannst du noch so viel Dünger draufhauen. Gefühle zu zeigen, widerstrebt ihnen zutiefst. Sie rufen ihre Mütter bestenfalls an deren Geburtstag an; sie weinen nicht in «Schlaflos in Seattle» – ein «Ich liebe dich» bringen sie nicht einmal für die Mutter ihrer Kinder über die Lippen. Entsprechend hilflos reagieren sie auf weinende Frauen. Vom Besuch bei einem Urologen abgesehen, geht ihnen nichts so sehr an die Nieren, wie wenn eine Frau in Tränen ausbricht. Wie leicht uns das fällt, darüber lassen wir sie am besten im Dunkeln. Somit besteht das Geheimnis einer glücklichen Ehe darin, Geheimnisse zu haben – und wasserfeste Wimperntusche.

Aus dem Englischen von **Thomas Bodmer**

Kathy Lette, geboren in Sydney, ist Autorin mehrerer Bestseller und lebt in London.

DIE WELTWOCH

Zum Blättern bitte streicheln.

Mit der sanften Blättertechnik lässt sich die Weltwoche auf Ihrem Tablet komfortabel lesen. Mit der Weltwoche-App haben Sie alle Ausgaben seit 2011 zur Verfügung. So verpassen Sie nichts, wenn Sie einmal das Heft nicht zur Hand haben.





Doppelter Segen für die Schweiz: «Schlachtfeld bei Waterloo», gemalt von William Turner, nach Versen von Lord Byron.

«Neuer Staub auf altem, kalt und leis'»

Die Schlacht bei Waterloo besiegelte Napoleons Schicksal und machte Grossbritannien vor 200 Jahren zur Weltmacht. Mitten in die Siegesfeier mischt sich Stardichter Lord Byron als Störenfried. Eine Katastrophe sei das Gemetzel gewesen. Dagegen lobt er die Schlacht von Murten als edlen Krieg. *Von Urs Gehrig*

Der Himmel war wolkenlos in jener Nacht. Das fahle Licht des Mondes beleuchtete eine grauenhafte Szenerie. Aus Leichenbergen ragten Wagendeichseln, Kanonenrohre, Gewehre mit Bajonetten. Pferde mit zerschmetterten Beinen lagen mit weitaufgerissenen, verdrehten Augen und vor Durst und Schmerz heraushängenden Zungen nebeneinander, einige noch vor die Protzen und Wagen gespannt. Dazwischen, in Lachen aus Erbrochenem, Blut und Kot, röchelnde Menschenleiber. Was einst voller Hoffnungen die Schösse Tausender Mütter hervorgebracht hatten, endete am 18. Juni 1815 qualvoll in der Metzerei von Waterloo.

Napoleons letztes Aufbäumen in neunstündiger Schlacht kostete nahezu 50 000 Menschen das Leben. Nun war er am Ende, der Kaiser, das Genie, der Tyrann, der Dämon, der das Inferno auf diesen Äckern inszeniert hatte.

Britannien frohlockte. Der Sieg bei Waterloo verhalf dem Königreich zur Weltherrschaft, die ein Jahrhundert währen sollte. Englands Dichtergilde reimte Pathos auf den Triumph. «Euer Vaterland hält dieses Monument in Ehren», rief William Wordsworth den Toten nach. Eine Stimme jedoch, an Prominenz von allerhöchstem Rang, stimmte nicht ein in den Siegesgesang: George Gordon Lord Byron. Wortgewaltig erinnerte er das Publikum an den sinnlosen Tribut an jungem Leben.

*[. . .] wenn sie verschwunden,
Liegt neuer Staub auf altem, kalt und leis',
Bald ruht von Mutter-Erd' umwunden
Ross, Reiter, Freund und Feind in Einem Grab
verbunden.*

Dass ausgerechnet Byron der Party in die Parade fuhr, war von Brisanz. «Napoleon und

Byron sind damals die zwei berühmtesten Persönlichkeiten in Europa», erinnert Jonathan Bate, Literaturkritiker der BBC. Der eine war ausgezogen, die Welt auf dem Schlachtross zu erobern, der andere eroberte sie mit Feder und Papier – und kokett-rebellischem Naturell. «Byron war der Rockstar seiner Zeit, ein Mick Jagger, aber mit politischem Ideal.»

Just als Napoleon 1812 zu seinem Russlandfeldzug aufbricht, feiert Byron seinen Durchbruch. «Ich erwachte eines Morgens und – fand mich berühmt», stellte er trocken fest. Vehikel seines Ruhms war ein poetischer Reisebericht. «Childe Harold's Pilgrimage», die autobiografische Geschichte des jungen Aristokraten Harold, der vor der moralisierenden englischen Gesellschaft flieht. Schwankend zwischen melancholischer Resignation, beissendem Spott und sinnlichem Furor, reist er durch Portugal, Spanien, Griechenland und das wilde Albanien,

getrieben von rastlosem Suchen nach sublimer Schönheit und Sinn im irdischen Dasein.

«Childe Harold's Pilgrimage» ist das eindringlichste Dokument des Weltschmerzes und der Gesellschaftskritik seiner Zeit. Goethe attestiert Byron «ein unvergleichliches Talent», rühmt seine «Kühnheit, Keckheit und Grandiosität» und stellt ihn über jeden zeitgenössischen deutschen Dichter.

Das Publikum ist elektrisiert, die Damenwelt insbesondere. Am Küchentisch, im Salon, unter der Bettdecke verschlingt diese Byrons Verse, Zehntausende werfen sich, in schwülstigen Träumen schwelgend, dem Dichterdandy an die Brust. Und weil Byron weiblichen Gunstbezeugungen nie abgeneigt war, sie vielmehr auskostete, wo Gelegenheit sich bot, eilte ihm ein zwielichtiger Ruf voraus. «Mad, bad, and dangerous to know» sei er, warnte Caroline Lamb, ein enttäuschte Groupie, nachdem Byron sie nach turbulenter Affäre hatte abblitzen lassen. Mütter sperren ihre Mädchen weg. Selbst ältere Jungfern kippen in Ohnmacht, wenn sie den «hinkenden Engel» (Byron war mit einem Klumpfuss geboren) in ihrer Nähe wähen.

Nach Auffliegen der intimen Liebschaft zu seiner Halbschwester Augusta (aus der wahrscheinlich ein illegitimes Kind hervorging) und einer ebenso kurzen wie spektakulär gescheiterten Ehe mit Annabella Milbanke (die ihm ein legitimes Kind gebar) kippte die Stimmung im pruden England. Als schliesslich die rachsüchtige Gattin Gerüchte von Inzest,



Letztes Aufbäumen: Feldherr Napoleon.

Homosexualität und Sodomie in die Welt setzte (die keineswegs ganz frei erfunden waren), war ihm die kleine Insel zu eng geworden. Byron machte sich aus dem Staub.

Byrons Reise ins selbstgewählte Exil war eines der grossen europäischen Schauspiele im Jahr 1816. Seine monumentale schwarze Kutsche, eine De-luxe-Version des berühmten Gefährts von Napoleon, welche nebst einem «lit de repos» eine Bibliothek enthielt und gleichzeitig als eine Art Speisewagen diente, war sozusagen ein kleiner Palast auf Rädern.

Ohne Weile rollt er dem Schlachtfeld bei Waterloo zu. Angekommen, steht er wie versteinert still: «Stop! For thy tread is on Empire's dust!» («Halt! Dein Fuss wandelt über dem Staube eines Reiches.») Gedankenversunken wandert sein Blick über die Ebene, auf der sich bereits wieder frische Ähren wiegen.

*How that red rain, hath made the harvest grow!
And is this all the world has gain'd by thee,
Thou first and last of fields! king-making Victory?*

Nicht Triumph sieht Byron in Waterloo, sondern ein Unglück. Eine neue Ernte ist alles, was das Blutvergiessen hervorgebracht hat. Und neue Könige. Die Bourbonen-Monarchie wurde restauriert. Byron lässt keinen Zweifel daran, dass dieser «Sieg», der das Rad zurückgedreht hat, den Tod Zehntausender junger Männer nicht wert war, «von denen Jeder eine entsetzliche Lücke riss im Kreis der Teuren».

Dann widmet er sich philosophierend dem Schicksal Napoleons, dessen tyrannische Züge er ablehnt, dessen Genialität er jedoch bewundert.

*There sunk the greatest, nor the worst of men,
Whose spirit antithetically mixt
One moment of the mightiest, and again
On little objects with like firmness fixt,
Extreme in all things! hadst thou been betwixt,
Thy throne had still been thine, or never been [...]*

Hätte der in allen Belangen stets Extreme sich bloss gemässigt, er wäre noch Kaiser – oder wäre es eben nie geworden? Genialität und Hybris sind zwei Seiten einer Münze.

Der Untergang Napoleons, den Byron eine Katastrophe nennt, war ein doppelter Segen für die Schweiz. Erstens wurde am Wiener Kongress die Eidgenossenschaft als unabhängiger, neutraler Staat anerkannt. Zweitens begann nach Jahren der Napoleonischen Kriege eine rege Reisetätigkeit in Europa und bescherte der Schweiz einen Zustrom an Besuchern. Unter ihnen der berühmteste aller Celebrities.

Byron ist achtundzwanzig, und es gibt kein Zurück mehr nach England. Hinter ihm liegt verbrannte Erde, vor ihm ragen die Gipfel der Schweizer Alpen. «Die Zinnen der Paläste der Natur, die Eisdächer der Gletscher, die Don-



«Entsetzliche Lücke»: Dichter-Dandy Byron.

nerkeile des Schnees, die Lawinen» erheben seine Seele über das Gefühl ihrer Leiden empor.

*Doch eh' ich jene ungemess'nen messe,
Hält mich noch fest ein stolzes Schlachtgefild.
Du, Morat! dass ich dich hier nicht vergesse
Und deiner Todten furchtbar Geisterbild!*

Kaum hat er die Grenze überschritten, kniet er bei Murten am Beinhaus nieder. Hier, wo die Eidgenossen das überzählige Heer Karls des Kühnen 1476 zum zweiten Mal besiegten. Byron verneigt sich vor den Wehrhaften, deren Freiheitskampf gegen die Burgunder er in einer Reihe mit der Abwehrschlacht der Griechen gegen die Perser bei Marathon (490 v. Chr) sieht, wogegen er Waterloo mit der Niederlage Roms gegen Hannibal bei Cannae (216 v. Chr) vergleicht.

*Wie Cannä sich und Waterloo
verketten,
Stehn Marathon und Morat schön
vereint,
Als wahren Ruhmes fleckenlose
Stätten,
Wo nicht des Ehrgeiz' Hand und
Herz, erscheint,
Wo Brüder, Bürger schlugen stolz*

>>>



«Wo Brüder, Bürger schlugen stolz den Feind»: Lord Byron über die Schlacht bei Murten, 1476.

den Feind,
Nicht schnöd erkaufte schufft'ge
Fürstenknechte,
Bei deren Sieg ein armes Land oft
weint,
Weil er befestigt der Tyrannen Rechte,
Die Drako «göttlich» einst zu preisen
sich erfrechte.

Dermaßen bewegt, kann er der Versuchung nicht widerstehen, einige von den burgundischen Gebeinen, welche dort zu einer Pyramide aufgeschichtet waren, als Trophäen der Freiheit mitzunehmen, mit der fadenscheinigen Entschuldigung, «dass der Nächste, der kommt, sie für Schlimmeres missbrauchen würde als die sorgfältige Aufbewahrung, die meine Absicht ist».

Mit weissgebleichtem Burgunderschädel im Gepäck beginnt Byrons Schweizer Abenteuer, das zu einer seiner fruchtbarsten Schaffensphasen zählen sollte. Der Schweiz vermacht er einige dichterische Perlen, die neue Besucher in Massen anzogen. Hier spinnt er den Reisefaden Ritter Harolds fort. Von Waterloo, den Rhein hinauf, nach Basel, Bern und Murten, dem Jurafuss entlang, bis er den «Lake Lemman» kristallen glänzen sieht.

Mein Genfersee! wie stehst du im Contraste
Mit dem Gewirr, in dem ich lang gestrebt,
Dein sanfter Spiegel winkt dem neuen Gaste,
Den Schlamm zu lassen, der ihm angeklebt.

An den Ufern des Genfersees wimmelt es von Reisenden, wobei besonders die Engländer unersättliches Interesse für ihren ausgestossenen Meisterdichter zeigen. «Bei meinen abendlichen Fahrten wurde mir aufgelauret – ich wur-

de beschuldigt, alle Grisetten der Rue Basse zu verderben», notiert Byron. In Genf mieten Touristen Fernrohre, um den in der Villa Diodati residierenden Byron beobachten zu können. Im Garten werden flatternde Tisch- und Küchentücher entdeckt und – für Unterröcke gehalten.

Byron sucht das Weite, wandelt auf den Spuren Rousseaus – «der quälerische Weise, / Der Wehmuth Held, der in die Leidenschaft / Entzückung goss». Er findet in dem Genfer Gemeinsamkeiten mit Napoleon. Als «madmen who have made men mad / By their contagion» sieht er beide. Durch die Kraft ihrer Genialität fähig, Massen zu begeistern.

Rousseaus «Héloïse» in der Hand, durchquert er den Genfersee, bereist die Idyllen an seinem Ufer, Meillerie, Clarens, Vevey, Château de Chillon, dem er mit dem «Prisoner of Chil-

Byron: «Es scheint hier Sitte zu sein, dass die Kähne von Frauen bemannt werden.»

lon» ein Denkmal setzt. Mit im Boot sitzt Percy Bysshe Shelley, Englands jüngster Dichterstar, dreiundzwanzig, gross, Haar und Kleidung zerzaust und so hager, dass man jeden Knochen sieht. Ein bizarres Paar geben sie, die beiden! Shelleys Welt ist ohne Gott, gut und schön, das All regiert von alledurchdringender Liebe. Für Byron hingegen gibt es einen Schöpfer, es gibt das Böse, Versuchung und Sünde. Sie streiten und sie messen sich, wenn eine Stimme aufhört, hebt die andere an. Am Genfersee finden sie zur grössten Dichterfreundschaft der englischen Literaturgeschichte.

Immer wieder sind es die Schweizer Frauen, die Byron ins Schwärmen bringen. In Mon-

treux verschlägt ihm eine «Natürlichkeit ohne Makel» die Sprache, auf den Seen sind es kräftig rudernde Frauenarme («Es scheint hier Sitte zu sein, dass die Kähne von Frauen bemannt werden»), in Brienz «Bauernmädchen aus dem Oberhasli», die Lieder aus der Gegend singen, «so wild und eigenartig und zugleich von grosser Anmut».

Unter dem Eindruck seiner Reise durch die ungestüme Bergwelt des Berner Oberlandes schreibt Byron sein von Goethes Faust inspiriertes Drama «Manfred». Für Held wie Dichter gibt es nur eine Frau, mit der er «einst des Daseins Kette trug». Es kann als sicher gelten, dass hinter Manfreds geheimnisvoller Sünde, die ihn quält und in den Wahnsinn treibt, Byrons Leidenschaft zu seiner Halbschwester steht. Augusta ist die einzige Frau, der in den Alpen seine Gedanken gelten. Er schickt ihr Blumen; wenn sie auch vertrocknet ankommen – ihre Hand würde sie berühren.

In diesem Schweizer Sommer 1816, der meteorologisch ein besonders nasser war, lässt Byron auch auf seinen Freundeskreis Funken springen. In Deckung vor Paparazzi und prasselndem Regen, regt er am Kamin an, Gespenstergeschichten zu schreiben. Shelleys Geliebte, Mary Godwin, entwickelt hier die Grundidee zu ihrem legendären «Frankenstein», der Geschichte des jungen Schweizers Victor Frankenstein, der einen künstlichen Menschen erschafft.

Im Herbst reist Byron weiter über den Simplon nach Italien. In Venedig werden sich gerüchteweise an die 200 Frauen vom Dichter verführen lassen, Shelley wird 1822 im Meer bei Viareggio bei einem Bootswettbewerb ertrinken, und Byron selbst, gelangweilt und zu Hehrem gedrängt, wird sich in den griechischen Unabhängigkeitskampf gegen die Türken stürzen, wo er 1824 bloss 36-jährig stirbt, unpässlicherweise nicht auf dem Schlachtfeld, sondern im Krankenbett.

Sein abruptes Ende nach seinem Lebensmotto «Live fast, die young» befeuert den Byron-Kult in ganz Europa. Derweil ist der Wind des Wandels und der Freiheit, wie Byron früh bemerkte, längst abgeflaut. Der Wiener Kongress verordnete Ruhe. Der Kontinent besinnt sich zurück auf die Zustände vor der Französischen Revolution. Wenn auch die Ideen von bürgerlichen Rechten und nationaler Eigenständigkeit im Bürgertum weiterkeimen, bleiben liberale sowie demokratische Bestrebungen vorerst unterdrückt.

Napoleon und Waterloo haben Byron, den Wortführer des politischen Aufbruchs, nie losgelassen. Bis zu seinem Tod war ihm Waterloo ein Reizwort. In seiner epischen Satire «Don Juan» ruft er «seinem» siegreichen General Wellington hämisch die Frage nach:

And I shall be delighted to learn who,
Save you and yours, have gained by Waterloo? ○



Essay

Diagnose einer Krankheit

Bankenchefs sind heutzutage asketische Hochleistungssportler. Ihr ewiger Begleiter ist die Angst, etwas oder jemanden übersehen zu haben. Warum tun sie sich das an?

Von René Zeyer

Wer in der modernen Finanzwelt CEO einer Grossbank geworden ist, hat einen langen Leidensweg hinter sich. Es kann immer nur einen geben, und der Weg auf den Chefsessel ist lang, steinig, gefährlicher als jede Besteigung eines Achttausenders. Jeder Schritt birgt neue Gefahren, Konkurrenten lösen Steinschläge aus, jeder Griff nach oben muss sitzen. Weggefährten werden plötzlich zu Feinden, Seilschaften brechen auseinander, die vermeintliche Idealroute führt unvorhersehbar ins Nichts.

Alleine die physische Belastung ist schier übermenschlich. Heute Tokio, morgen New York, gestern Zürich und dazwischen auch mal Dubai oder London. Die innere Uhr spinnt, selbst in der First Class oder im Privatjet kommt der Gipfelstürmer nur mit Psychopharmaka, den ewigen Begleitern jedes Banken-Topkaders, nur zu unruhigem Schlaf. Immer in der Angst, dass in der kurzen Zeit etwas geschehen sein könnte, was das Erreichen seines Ziels gefährdet. Trotz allem vermeintlichen Luxus, der gepanzerten Limousine mit Chauffeur, den *personal assistants* und einer Heerschar von Zuträgern: Der Besuch im Sternelokal ist immer ein Power-Lunch oder ein Dinner mit *ultra high net worth individuals*, der Golfplatz die Szenerie für Gespräche mit Grossinvestoren, der Aufenthalt in der Hotelsuite ein weiterer Arbeitsmarathon.

Schale Ersatzbefriedigung

Bankenlenker sind heutzutage asketische Hochleistungssportler, was bedeutet: Coca-Cola Zero statt Cheval Blanc, Ozontherapie statt Zigarrenrauch, cholesterinarme Kost statt schwerer Saucen, und morgens um fünf Uhr bittet der Personal Trainer zum Workout. Ehefrauen und Kinder werden zu Fremden, der hochklassige Escortservice ist nur schale Ersatzbefriedigung. Ganz zu schweigen von der psychischen Belastung: unmöglich, unter ständigem Zeitdruck immer die richtigen Entscheidungen zu treffen. Unmöglich, alle *executive summaries* über hochkomplexe, weltumspannende Finanztransaktionen zu verstehen. Unmöglich, alle E-Mails zu lesen. Unmöglich, immer zu erkennen, wer in den unablässigen Meetings Freund oder Feind ist, wer etwas beitragen oder sabotieren will. Als ewiger Begleiter die Angst: «Habe ich heute einen Fehler gemacht, etwas übersehen, tut sich irgendwo ein Abgrund auf, der mich schon morgen verschlingen wird?»

Jeder Grossbankenlenker hat, schon bevor er Boss wurde, mehr als genug Geld verdient, um den Rest seines Lebens damit zu verbringen, auf der Luxusjacht in den Sonnenuntergang zu schippern und alle möglichen Gelüste zu befriedigen, die sich die menschliche Fantasie ausdenken kann. Jeder vernünftige Mensch hat, wenn ihm Materielles Erfüllung bietet, ein Limit, nach dessen Erreichen er sagt: «Es reicht» – seien das fünf Millionen, zehn oder hundert.

Warum ist das bei Bankenlenkern anders? Zum einen, weil ihr Limit lautet: «mehr». Zehn



«Tut sich irgendwo ein Abgrund auf?»

Millionen reichen nicht: «mehr». Hundert Millionen reichen nicht: «mehr». Zum anderen, weil es ihnen nicht nur um Geld geht, sondern auch um Macht. Macht äussert sich nicht in der noch längeren Jacht, im noch grösseren Haus. Auch nicht im aus Tokio nach Los Angeles eingeflogenen Sushi oder im knisternden, echten Kamin im Chefbüro, für das ein Abzugsschacht durch vierzig Stockwerke im Wolkenkratzer nach oben geschlagen werden musste. Nicht mal im Picasso an der Wand. Macht äussert sich in der perversen Befriedigung, alle anderen weggebissen, ausgebootet zu haben. Einem Regierungschef und sogar einer Regierungschefin

in einem kurzen Telefonat bedeuten zu können, was zu tun sei. Macht bedeutet, zu wissen, dass jeder auf der Welt den Telefonhörer abnimmt, wenn man anruft. Macht bedeutet, das selbst bei niemandem tun zu müssen.

Macht bedeutet für Bankenlenker, sich oberhalb und ausserhalb jeder Moral, jeder Ethik, jedes Anstands bewegen zu können. Würden ihnen diese Werte etwas bedeuten, hätten sie es nicht an die Spitze geschafft. Für die nötige Fassadenpflege sorgen wohlbezahlte Kommunikationsspezialisten mit ihrem Wortgeklingel von Verantwortung, schwerem Tragen an schmerzlichen Entscheidungen, dem Erbringen übermenschlicher Leistungen, die eigentlich gar nicht mit Geld abgegolten werden können. Und die, weil man's trotzdem versucht, unverständliche Neiddebatten auslösen, unschöne Begriffe wie «Abzocker», «Bankster», gar «Monster» provozieren, unter denen der Bankenlenker zusätzlich zu leiden hat, als wäre sein Leben nicht schon schwer genug.

Damit hat er eigentlich auch recht: All diese Beschreibungen fassen sein inneres Wesen nicht. Denn im Kern ist der Führer einer Grossbank krank. Ein Gipfelstürmer kann auf die Frage, wieso er sein Leben riskiert, um ein paar tausend Meter nach oben zu steigen, nur um anschliessend wieder hinunterzuklettern, immerhin die Antwort geben: «weil der Berg da ist.» Der CEO einer Grossbank kann keine vernünftige Erklärung dafür geben, wieso er sich den jahrelangen Schmerzengang nach ganz oben angetan hat. Noch weniger, wieso er diese Position mit Zähnen und Klauen so lang wie möglich verteidigt, obwohl das doch eigentlich kein Leben ist.

Diese Krankheit – um nichts anderes handelt es sich – ist schwer heilbar. Man könnte alle CEOs von Grossbanken ohne Bedauern an sich selber leiden lassen, wenn nicht wir alle unter ihnen zu leiden hätten. Es gibt die schöne Anekdote, wie der Pimpf in den Zeiten des Dritten Reichs nach Hause kommt. Der Hitlerjunge schlägt zum Gruss die Hacken zusammen und ruft: «Heil Hitler!» Da erwidert sein Vater, ein Psychiater: «Wenn das so einfach wäre.»

René Zeyer ist Journalist und Bestsellerautor. Zuletzt erschien von ihm «Armut ist Diebstahl. Warum die Armen uns ruinieren» (Campus-Verlag).



Kleiner Mann mit grosser Absicht: aus «When I Was Six» von Phillip Toledano.



Als ich sechs war

Von Daniele Muscionico

Er ist sechs Jahre alt, sie ist neun. Sie ist seine ältere Schwester, Claudia. Wenn er auf sie wütend ist, wünscht er sich, dass sie tot sei. Eines Abends steht die Polizei vor der Tür, und es ist wahr: Claudia ist tot.

Der Junge fühlt sich schuldig. Er fühlt sich mitschuldig an ihrem Tod. Claudia ist bei einem Brand ums Leben gekommen, und seine Eltern werden diese Tatsache und seine Schwester nie mehr erwähnen. Sie wird zur abwesenden Anwesenden, deren Schicksal die Familie von nun an beherrscht. Der Bruder flüchtet sich in Bücher, er liest alles, was mit Planeten zu tun hat. Mit dem Universum und mit fernen Galaxien. Er wünscht sich weit weg.

Phillip Toledano war dieser Junge, der international erfolgreiche britische Fotograf mit Wahlheimat New York. Als sein Vater 2009 stirbt, findet er in einer versteckten Schachtel persönliche Dinge seiner Schwester: Fotos, ihre Kleider, ihre ersten langen Haare. Vierzig Jahre nach dem Unglück stellt sich Toledano noch einmal den Erinnerungen, er inszeniert Bilder im Gedenken an Claudia, Bilder der Seelenlandschaften, die er als Junge bewohnt hat. «When I Was Six» nennt er die Serie und das daraus entstandene Buch.

Und das ist er, der kleine Mann von damals, völlig losgelöst. Er ist wie der Mond, ein Wandelgestirn. Er ist sein eigener mondloser Zwergplanet. Eine dünne Nabelschnur hält ihn noch fest dort, wo er einmal zu Hause war. Doch das alte Zuhause ist nicht mehr von Belang, es zählt nicht, es kommt im Geviert der Fotografie, in der Sphäre des Bewusstseins, nicht mehr vor.

Wenn Einsamkeit ein Bild hat, dann ist es dieses. Allverlorene Bodenlosigkeit. Allverlorene Leere. Kalt ist es hier draussen und tonlos. Keine Berührung in Sicht. Der Mann am Mond ist ein Unberührbarer. Doch er sucht, ohne zu wissen, wonach.

«When I Was Six», Toledanos persönliche Todesfuge, ist Teil der grossen Retrospektive, die jetzt in Hamburg zu sehen ist: 160 teils zum ersten Mal ausgestellte Bilder Toledanos sind in den Deichtorhallen ausgestellt, sechs Kurzfilme und sein in diesem April am Tribeca Film Festival gezeigter Kurzfilm. Der prophetische Titel der Schau ist gleichzeitig das Programm von Toledanos Bildern, «The Day Will Come When Man Falls». Der Tag wird kommen, sagt der düstere Jeremia im Alten Testament. Phillip Toledano ist auch ein Prophet, jedoch einer, der die Menschen liebt.

The Day Will Come When Man Falls: Deichtorhallen Hamburg, 19. Juni bis 6. September.
Das Buch «When I Was Six» ist beim Verlag Dewi Lewis Publishing, Manchester, erschienen.

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Lori Nelson Spielman:** Nur einen Horizont entfernt (*Fischer Krüger*)
- 2 (3) **Guillaume Musso:** Nacht im Central Park (*Pendo*)
- 3 (2) **Donna Leon:** Tod zwischen den Zeilen (*Diogenes*)
- 4 (5) **Martin Suter:** Montecristo (*Diogenes*)
- 5 (6) **Lori Nelson Spielman:** Morgen kommt ein neuer Himmel (*Fischer Krüger*)
- 6 (4) **Blanca Imboden:** Matterhörner (*Wörterseh*)
- 7 (7) **Martin Walker:** Provokateure (*Diogenes*)
- 8 (8) **Viveca Sten:** Tod in stiller Nacht (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 9 (10) **Ruth Schweikert:** Wie wir älter werden (*S. Fischer*)
- 10 (9) **Andrea Camilleri:** Das Spiel des Poeten (*Bastei Lübbe*)

Sachbücher

- 1 (1) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 2 (3) **Per J. Andersson:** Vom Inder, der auf dem Fahrrad ... (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 3 (10) **Joachim Bauer:** Selbststeuerung (*Blessing*)
- 4 (2) **Duden:** Die deutsche Rechtschreibung (*Bibliographisches Institut GmbH*)
- 5 (–) **Simone Müller:** Über London und Neusseland nach Eggiwil (*Hier + Jetzt*)
- 6 (5) **Jamie Purviance:** Weber's Grillbibel (*Gräfe und Unzer*)
- 7 (6) **Thomas Maissen:** Schweizer Heldengeschichten ... (*Hier und Jetzt*)
- 8 (4) **Wilhelm Schmid:** Gelassenheit (*Insel*)
- 9 (–) **Kurt Lauber:** Mattherhorn, Bergführer erzählen (*Droemer Knaur*)
- 10 (–) **Mahtob Mahmoody:** Endlich frei (*Ehrenwirth*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

Apropos: Plötzlich schwarz

«Ich wäre gerne schwarz», sagte einmal die Schweizer Videokünstlerin Pipilotti Rist. Sie ist mit ihrem Wunsch nicht allein. In urbanen Gebieten gilt schon lange: Schick ist, wer einer Opfergruppe angehört. Wer weiss und heterosexuell ist, hat Pech gehabt, gilt als bieder und langweilig; wenigstens sollte er dann ein paar Schwule und Einwanderer als Freunde vorweisen können. In den USA ist neulich eine Künstlerin aufgefliegen, die sich jahrelang als Schwarze ausgegeben hatte. Ihr weisser Vater hat den Schwindel enttarnt. Nun wird heftig darüber debattiert, ob man sich auch als Schwarzer fühlen kann, wenn man weiss ist. Nach dem Geschlecht soll jetzt also auch die Ethnie variabel werden. Für trendige Städter eröffnen sich völlig neue Perspektiven. (rb)

Geschichte

Denken als Heimat

Tony Judt war ein leidenschaftlicher Intellektueller, der sich von Ideologien zeitlebens fernhielt. Der soeben erschienene Aufsatzband wirft Schlaglichter auf sein vielschichtiges Denken. Von Oliver Zimmer

When the facts change, I change my mind. What do you do, sir?» Das Zitat wird dem britischen Ökonomen John Maynard Keynes zugeschrieben. «When the Facts Change: Essays 1995–2010»: So lautet auch der Titel der Aufsatzsammlung des bekannten, 2010 im Alter von 62 Jahren an der unheilbaren Nervenkrankheit ALS gestorbenen britischen Historikers Tony Judt. Wie wir aus der von Jennifer Homans verfassten Einleitung erfahren, war es der heute neunzehnjährige Sohn, der sich für diesen Titel starkmachte: Er erfasse wie kein anderer den Blick seines Vaters auf das Zeitgeschehen.

Judts Gesamtwerk bestätigt dieses Verdikt. Wie viele herausragende Historiker der Nachkriegszeit war der in New York lehrende Professor ein theoretisch beschlagener Empiriker. Ein debattierfreudiger Vielwisseur, der die Vergangenheit und Gegenwart genau und undogmatisch beobachtete. Was er mit den von ihm bewunderten Historikern Edward P. Thompson und François Furet teilte, war die Obsession für die Wirklichkeit; die schwierige Arbeit am Versuch, sie beschreibend zu erklären. Ausserdem das Bewusstsein, dass es stets beim Versuch bleiben müsse. Judt sah die Wirklichkeit als Antrieb. Die Wahrheit war das Ziel, dem man sich über die Deutung von verfügbarem Wissen annähern konnte. Und nur in diesem Sinne galt für ihn: «May the better argument win!»

Als Freiwilliger im Sechstagekrieg

Politisch lässt sich Judt nur schwer einordnen. Als Kind litauisch-jüdischer Eltern 1948 in Londons East End geboren, schloss er sich als Teenager der zionistischen Jugendgruppe Dror an. Vater und Mutter hatten gehofft, ihr Bücher verschlingender Sohn würde durch diesen Schritt in die Lage versetzt, sein kopflastiges Eigenbrötlertum zu überwinden. Das war auch der Fall, nur kam es ganz anders, als seine liberalen Eltern gehofft hatten. Sohn Tony fand tatsächlich Gefallen am Leben in der Gruppe. Womit die Eltern nicht gerechnet hatten: Ihr Sprössling entpuppte sich bald als sozialistischer Zionist, der seine Sommerferien regelmässig in einem israelischen Kibbuz verbrachte. 1967, er war gerade neunzehn Jahre alt geworden, nahm Judt als Übersetzer freiwillig am Sechstagekrieg teil.

Der Krieg und die Haltung vieler israelischer Kameraden gegenüber Arabern führten ihn schliesslich vom Zionismus weg und zurück nach Grossbritannien. Nach Studium und PhD-

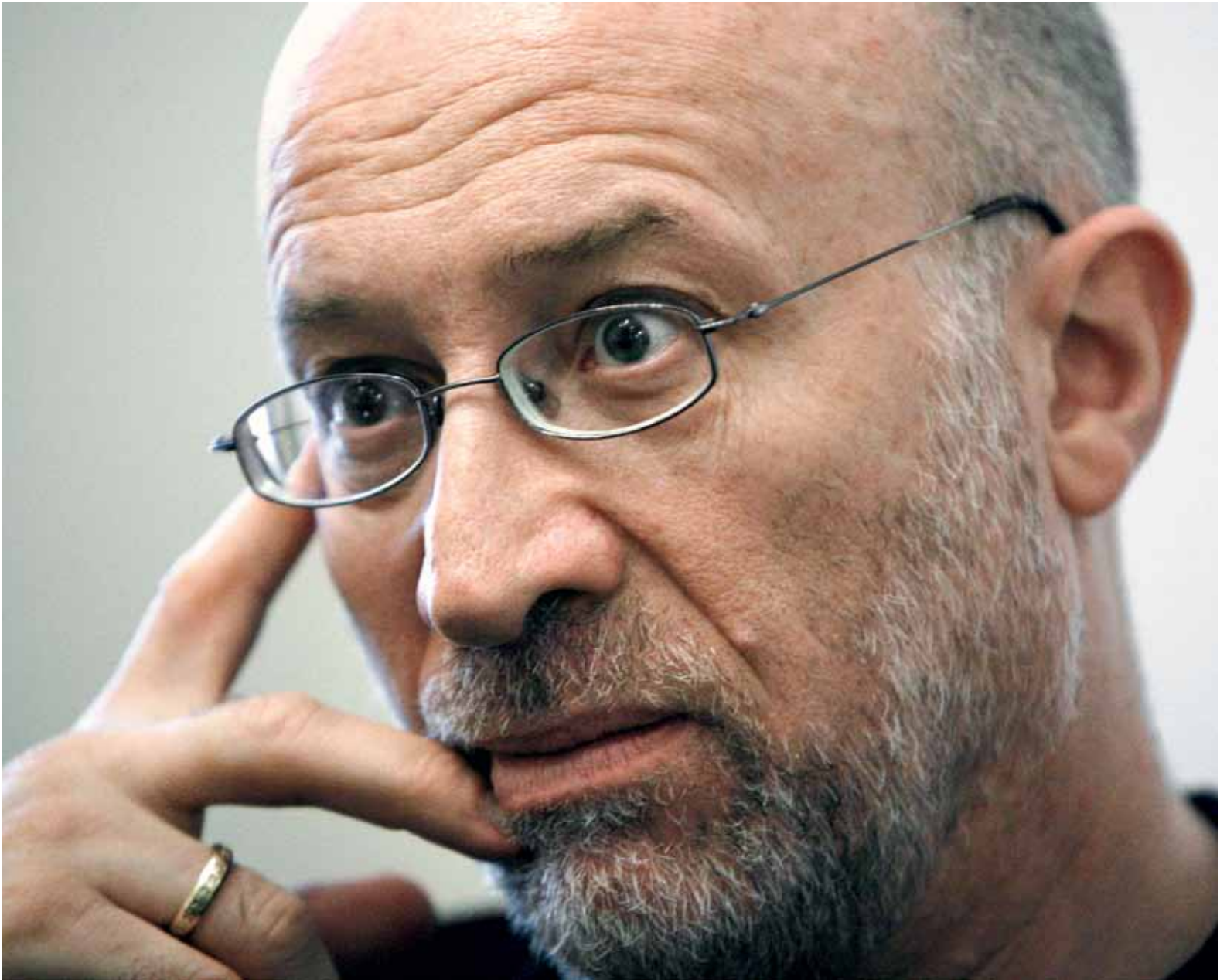
Abschluss in Cambridge lehrte er während mehr als eines Jahrzehnts in Cambridge und Oxford. 1987 übernahm er eine Professur an der New York University, und ein paar Jahre später wurde er Direktor des neugegründeten Remarque Institute für europäische Studien. In New York fühlte er sich sofort zu Hause. Die Suche nach einer ideologischen Heimat hatte er zu diesem Zeitpunkt längst hinter sich gelassen. Zum Einfluss, den die sechziger Jahre auf ihn ausübten, sollte er später schreiben: «In den sechziger Jahren erlebte ich, wie Freunde von mir begannen, sich als Maoisten, althussersche Feministen oder weiss Gott was zu verstehen, und ich dachte mir: «Das ist Stuss.» Und so wurde ich zum Post-Ideologen.»

Mit derselben Skepsis begegnete Judt später den Verkündern der postmodernen Wende in

Mit Skepsis begegnete Judt den Verkündern der postmodernen Wende in seinem Fach.

seinem Fach. Die Einsicht etwa, dass man alles unter verschiedenen Blickwinkeln betrachten könne, erschien ihm banal. Seine grosse Leidenschaft, die europäische Geschichte, sollte nicht zur Spielwiese für rudimentär informierte Relativisten verkommen. In hervorragenden, noch stark wissenschaftlich geprägten Anfangswerken widmete er sich der französischen Sozial- und Politikgeschichte des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Die Bücher, die seinen internationalen Ruf begründen sollten, bezogen sich jedoch ausnahmslos auf die Geschichte nach 1945. Seine grösste Leistung als Historiker vollbrachte er mit seiner monumentalen Studie der Nachkriegszeit: «Postwar: A History of Europe Since 1945». Sie schaffte es auf die Shortlist für den begehrten Pulitzerpreis. Zum streitbaren *public intellectual* wurde Judt allerdings erst durch eine Reihe kontroverser Essays und Vorträge. Mit seiner zuweilen scharfen Kritik an der Politik Israels erhitze er immer wieder die Gemüter, vor allem in den USA. Hier – in seinen kritischen Positionen gegenüber Israel und den USA – blieb Tony Judts Denken gleichzeitig am berechenbarsten.

Als unkonventioneller und damit insgesamt als anregender erweist sich sein Blick auf die Geschichte und Kultur Europas. Mit der Geschichte der Europäischen Union beschäftigte er sich ebenso intensiv, und auch bei dieser Thematik triumphierte beim linksliberalen



Genau und undogmatisch: Historiker Judt (1948 – 2010).

Kosmopoliten der historisch geschärfte Blick über den normativen Zeigefinger. So lässt sich wohl erklären, dass sich Judt nicht als EU-Skeptiker bezeichnete, sondern als «EU pessimist» (siehe Kasten, S. 64). Auch bei anderen Fragen zeigte sich seine tiefsitzende Abneigung gegenüber intellektuellen Konventionen – eine Haltung, die selbst bei Bewunderern für Irritationen sorgte: als europhiler Sozialdemokrat und prononcierter Kritiker der USA, der es vorzog, in Amerika zu leben, und der anti-amerikanische Klischees schonungslos zerpfückte, sowie als linker Historiker, der sich während eines Sabbaticals in Cambridge über Kollegen wunderte, die unentwegt monierten, der britische Staat investiere zu wenig in die universitäre Bildung. (Judt war ein begabter Fundraiser, wovon sein Institut in New York nachhaltig profitierte.) Dass sich Judt auch als erklärter Sozialdemokrat und Universalist nicht in ein gängiges Links-rechts-Schema einordnen liess, sorgte für Irritationen. Margaret Thatchers be-

rühmte Frage nach der ideologischen Verlässlichkeit einer Person: «Is he one of us?» – bei Judt liess sie sich nie mit abschliessender Sicherheit beantworten.

Wegweisend blieb ihm der soziale Liberalismus von John Maynard Keynes. Die Gesellschaftsdiagnose des begnadeten Cambridge-Ökonomen treffe unverändert zu. So betrachtete Judt den Kapitalismus als alternativlos, als das die Freiheit des Einzelnen am wenigsten gefährdende System. Er sah ihn aber, mit Keynes, als ein gewaltiges Ungetüm. In seiner ungebändigten Form schaffe er ein Ausmass an sozialer Ungleichheit, die zwangsläufig mit Gefühlen der Erniedrigung und kollektivem Vertrauensverlust einhergehe. Weil der anarchische Kapitalismus gemeinschaftliches Leben auf Dauer verunmögliche, müsse er durch gezielte staatliche Eingriffe gezähmt werden. Wie bei Keynes gründete diese Einsicht bei Judt nicht auf einem sozialistischen Dogma, sondern auf der Erfahrung, dass

langanhaltende Wirtschaftskrisen liberale Gesellschaften in ihren Grundfesten bedrohten.

Faszination Bahnhof

Viele dieser Gedanken finden sich im eingangs erwähnten Band, «When the Facts Change». Er versammelt über zwei Dutzend Aufsätze zu verschiedensten Themen. Die Mehrzahl erschien zwischen 1995 und 2010 in der *New York Review of Books*. Formal handelt es sich überwiegend um Buchbesprechungen, die Judt zu eleganten Essays auszubauen wusste. Darin äussert er sich – stets sachkundig und pointiert, manchmal provokant, vereinzelt auch polemisch – zur Rolle Europas oder zur Entwicklung der USA vor und nach 9/11 sowie zur Situation der Juden in Europa; ebenso kommen die Politik Israels und der Antiamerikanismus in verschiedenen Beiträgen zur Sprache.

Wiederholt geht es schliesslich um das The-

»» Fortsetzung auf Seite 64

Kostspieliger Irrtum

Tony Judt hielt, früher als andere, die Hoffnung auf eine politisch stark integrierte EU für eine grosse Illusion.



Überbleibsel einer dunklen Vorzeit: EU-Parlament in Strassburg.

Ausgiebig beschäftigte sich Tony Judt mit der Frage der europäischen Integration in einem Buch von zirka 140 Seiten. Es erschien 1996 unter dem Titel «A Grand Illusion? An Essay on Europe». In der Einleitung bezeichnet sich der undogmatische Linksliberale als «Europessimist»: Judt hielt die Hoffnung auf ein politisch stark integriertes Europa für unrealistisch und das Hinarbeiten auf eine «ever closer union», selbst gegen den Widerstand vieler Europäer, im besten Falle für kontraproduktiv.

Auch wenn sich die Ereignisse seit dem Erscheinen von «A Grand Illusion?» überschlagen haben: Die darin enthaltenen Beobachtungen gehören immer noch zum Anregendsten, was es zum Thema zu lesen gibt. Etwa die Feststellung, dass die Europäische Gemeinschaft ihre Entstehung einer historisch einzigartigen Konstellation von Faktoren verdanke. Dazu gehört das massenhafte Morden (und das im Nachkriegseuropa vorherrschende Interesse, die Vergangenheit zu verdrängen) ebenso wie die Zerstörung der wirtschaftlichen und physischen Infrastruktur ganzer Länder; das Bedürfnis nach wirtschaftlichem Wiederaufbau genauso wie – heute oft vergessen beziehungsweise verdrängt – der Kalte Krieg und der enorme materielle und moralische Beitrag der USA zur Erholung Europas.

Erst später sei dieses ursprünglich pragmatische, durch und durch westeuropäische Bündnis mit einer paneuropäischen Mission überzogen worden. Damit sei ein dem historischen Moment geschuldetes institutionelles Gebilde zu einer moralischen, den Fortschritt schlechthin verbürgenden Notwendigkeit verklärt worden. Man werde unweigerlich an George Santayanans Definition von Fanatismus erinnert: «Redoubling your efforts when you have forgotten your aim».

Bald darauf seien die Anhänger einer staatsähnlichen EU dazu übergegangen, den Nationalstaat als Überbleibsel einer dunklen Vorzeit, seine Fürsprecher als Boten eines gefährlichen Nationalismus zu verunglimpfen. Diese Gleichsetzung des Nationalstaats mit dem hässlichen Nationalismus identifizierte Judt bereits 1996 als einen kostspieligen Irrtum: Ohne nationales Bewusstsein gäbe es weder wohlfahrtsstaatliche Einrichtungen noch demokratische Bürgergesellschaften. Judts Buch endet mit einem Aufruf an die Politiker der grossen europäischen Parteien. Er empfiehlt ihnen, dem «Wunder Europa» künftig etwas weniger, dem real existierenden Nationalstaat und seinen Bürgern dafür etwas mehr Zeit und Interesse zu schenken.

Oliver Zimmer

>>> Fortsetzung von Seite 63

ma Globalisierung oder um den Einfluss der Politik auf die wirtschaftliche Entwicklung. Auch die Zukunft des Liberalismus und die Rolle der Sozialdemokratie kommen zur Sprache. Dass seine Beziehung zur *New York Review of Books*, die sich erst relativ spät in seinem schreibenden Leben ergab, für ihn eine Wegmarke darstellte, darauf hat Tony Judt verschiedentlich hingewiesen. Sie führte ihn weg von der akademischen Geschichtsschreibung im engeren Sinn und hin zum Historiker, der sich vor allem als *public intellectual* versteht.

Auch wenn es sich bei «When the Facts Change» eher um ein Sammelsurium als um ein systematisches Werk handelt, so wirft das Buch doch einige interessante Schlaglichter auf Judts Denken. Die beiden vielleicht originellsten Essays finden sich im vierten Teil des Bandes. Sie handeln von der Bedeutung der Eisenbahn und der Bahnhöfe für das öffentliche Leben. Geplant waren sie als Einstieg zu einer Studie zum Thema *locomotion*, das Judt aufgrund seiner schweren Krankheit nicht mehr vollenden konnte. Hier kehrt er zurück zu seinen Anfängen als Historiker in den sechziger und siebziger Jahren; zurück ins 19. Jahrhundert, zur Sozial- und Kulturgeschichte. Und so ganz nebenbei spannt er dabei den Bogen zurück zu seiner Kindheit und Adoleszenz im England der Nachkriegszeit. Die Schönheit dieser Essays beruht auch auf ihrer Melancholie. Persönlicher wurde Judt nur noch in «The Memory Chalet», seinem letzten Buch, dessen Sätze und Kapitel er diktieren konnte, als er sich bereits nicht mehr bewegen konnte.

In den Eisenbahn-Aufsätzen argumentiert Judt etwa so: Die Eisenbahn, die einst in Europa die Modernisierung vorangetrieben hatte, wurde seit den 1950er Jahren (zumal in Grossbritannien und den USA) ihrem Schicksal überlassen. Verstaatlichten die USA in den 1970er Jahren ihre bankrotten Eisenbahnlinien, so privatisierte Grossbritannien die seinen in den 1990er Jahren. Mit der Schliessung unprofitabler Linien und dem Verschwinden Tausender, teils stattlicher Bahnhöfe veränderte sich jene Kulturlandschaft der Moderne, die einst Millionen von Menschen ein visuelles und emotionales Zuhause gegeben hatte. Mit der Schliessung oder Verschandelung zahlreicher, im 19. Jahrhundert errichteter Bahnhöfe wurde das Band der Menschen zu ihrer Geschichte in einem Kernbereich des öffentlichen Lebens zerschnitten. Bahnhöfe waren eben immer auch intime Orte, sie waren nie bloss abstrakte Räume der Moderne.

Auch wenn Judt aus seiner Bewunderung der Eisenbahn keinen Hehl macht: Hier spricht kein schlichter Befürworter einer staatlich subventionierten Bahn. Die Eisenbahn ist für Judt gleichermassen Produkt wie Seismograf einer funktionierenden Zivilgesellschaft.

Wo die ehemaligen Kathedralen der Moderne (denn als solche wurden die grossen Kopfbahnhöfe, die *terminal stations*, im 19. Jahrhundert vielerorts empfunden) noch immer stehen – Judt nennt den Gare de l'Est in Paris (1849), Londons Paddington Station (1854), den Grand Central Terminal in New York (1871), Bombays Victoria Station (1888) und den Zürcher Hauptbahnhof (1847) als glorreiche Beispiele –, leben die Menschen in enger Tuchfühlung mit ihrer Vergangenheit. Wo Eisenbahn und Bahnhöfe ihre tägliche Leistung erbringen, da entfaltet sich lebendiges bürgerliches Leben.

Jakobiner, Bolschewisten, Nazis

Die Eisenbahn steht bei Judt damit für eine schon beinahe zeitlose Form der Modernität. Diese Zeitlosigkeit verdankt sie nicht primär ihrer Ästhetik oder ihrer Funktion als Kommunikationsmittel. Sie gründet vielmehr auf ihrer Bedeutung als Energiespeicher der *civil society*. Wenn Menschen ihre Bahnhöfe nicht mehr frequentieren – etwa weil sie sich darin nicht mehr sicher fühlen, weil sie deren Ästhetik abstösst oder weil die einstmalen stolzen Ge-

herbeisehten: Jakobiner, Bolschewisten, Nazis.

Zum Interessantesten, was der Band bietet, gehört ferner Judts Kritik an verbreiteten Deutungsweisen von Geschichte und Gegenwart. Besonders erwähnenswert sind zwei Beispiele. Das erste betrifft die oft oberflächliche Verwendung von analytischen Konzepten wie «invented traditions» (Eric Hobsbawm), «imagined communities» (Benedict Anderson) oder «orientalism» (Edward W. Said). Alle diese konzeptuellen Metaphern gehören seit den achtziger Jahren zum Grundarsenal einer postmodernen Interpretationskultur. Ihre Anhänger kaprizieren sich auf kulturelle Konstruktionen. Der Kontext, auf den sich diese beziehen, bleibt dabei oft marginal.

Diese Art der Wirklichkeitsdeutung findet sich heute beispielsweise in Hunderten von Büchern zur Geschichte Osteuropas oder Südasiens (aber selbstverständlich nicht nur dort): So wird etwa anhand von einem halben Dutzend Reiseberichten die Haltung der «westlichen Kultur» gegenüber «Osteuropa» nicht nur entschlüsselt, sondern als «erfundene Orientalisierung» entlarvt. Judt betont, dass

Denkschiene, die die Verkünder der Globalisierung mit manchen Marxisten teilen. Vor allem mit jenen, die den Marxismus nie als das analytische Instrument begriffen, als das es nach wie vor dienen kann, sondern als etwas fundamental anderes: als eine Prophezeiung. Judt diagnostiziert hier eine neue historische Meistererzählung, einen neuen historischen Mythos. Wie ihr marxistischer Vorläufer betritt er die Bühne im Gewand des historischen Determinismus.

War es früher der Glaube an die Unvermeidbarkeit von Klassenkampf und Revolution, so ist es heute die Lehre von der globalen Vernetzung, der man sich im Namen einer höheren Vernunft zu fügen habe: Widerstand zwecklos. (Eine nichtmarxistische Variante dieser materialistischen Entwicklungsteologie – vom anarchischen Partikularismus hin zu angeblich progressiven, weil global organisierten Regierungsformen – findet man beispielsweise im Werk des Archäologen und Althistorikers Ian Morris.)

Spielarten des Kapitalismus

Judts Globalisierungskritik ruft uns Wichtiges in Erinnerung. Beispielsweise, dass die globale

bäude in sich zerfallen –, dann ist das keine Lappalie. In Judts Worten: «Verlören wir die Eisenbahn, so käme uns nicht nur ein wertvolles Stücke Infrastruktur abhanden, dessen Ersatz uns sehr teuer zu stehen käme. Wir würden damit vielmehr signalisieren, dass wir nicht mehr wissen, wie sich gemeinsames Leben gestaltet.» Ohne diese öffentlichen Orte,

Judt diagnostiziert eine neue historische Meistererzählung, einen neuen historischen Mythos.

wo Menschen freiwillig zusammenkommen, um sich ihrer Gemeinsamkeit zu versichern, bevor sie sich in verschiedene Himmelsrichtungen verflüchtigen, wäre das Individuum dem Staat bald auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Der Bürger würde zum passiven Subjekt verkommen. In einem anderen, kurz vor seinem Tod vollendeten Buch («Ill Fares the Land») benennt Judt jene ideologischen Milieus, die sich eine derart strukturierte Wirklichkeit – eine Wirklichkeit, in der es nur eine anerkannte Wahrheit gibt – schon immer

dieser Ansatz durchaus zu erhellenden Einsichten geführt habe, und er nennt Beispiele dafür. Oftmals habe er jedoch der Beliebigkeit Vorschub geleistet. Judt diagnostiziert bei manchen seiner Vertreter einen mangelnden Sinn für die Bedeutung des Absurden, für die Rolle von Widersprüchlichem im gesellschaftlichen Leben. Der ausgeprägte Mangel an Humor finde seinen Niederschlag nicht zuletzt in der letztlich naiven Kontrastierung von «Erfindung» und «Wahrheit», «Mythen» und «Tatsachen». Bei dieser Fusion von *cultural studies* und Spätmarxismus handle es sich deshalb, gesamthaft gesehen, um eine unglückliche Zweckheirat.

Ebenso charakteristisch für Judts Blick auf Geschichte und Gegenwart – wenn auch ungleich brisanter – sind seine Gedanken zur Globalisierung. Judt spricht von den «Propheeten der Globalisierung». Mit der Wortwahl deutet er an, dass die Rede von der Globalisierung heutzutage oft geschichtsphilosophische Züge aufweist. In ihr äussert sich der Glaube an die Unvermeidbarkeit historischer Entwicklungsmuster – eine Sichtweise, die heute wieder en vogue ist. Es handelt sich gemäss Judt um eine

Reichweite des Kapitalismus nichts daran ändert, dass seine Spielarten wohl bis auf weiteres von spezifischen Kulturen und ihren Erfahrungen geprägt sein werden. Regionale wirtschaftliche Gewohnheiten, Produktionsweisen, Interessen und Befindlichkeiten prägen nationale Institutionen und Rechtsgrundlagen. Sie lassen sich nicht durch staatliche oder globale Dekrete und Weisungen verordnen.

In den uns unablässig, mit steigender Ungeduld aufgetischten Empfehlungen – dass sich die Politik der globalen Wirtschaftslogik zu fügen habe; dass sich die Nationalstaaten ihrer Obsoleszenz doch bitte endlich bewusst werden sollten; die Bürger die Autorität der Experten doch endlich anerkennen möchten – sieht Judt Spielarten eines keineswegs neuen innerweltlichen Erlösungsglaubens. Man ist versucht, die Gläubigen mit Keynes' Frage aus ihrer Verzückung zu befreien: «When the facts change, I change my mind. What do you do, sir?»

Oliver Zimmer ist Professor für moderne europäische Geschichte an der Oxford-Universität.



«Singt Ho!»: Autor Rowohlt.

Harry Rowohlt (1945–2015) — Dieses Brummen wird bleiben: «Ach, Hilfe!», sagte Pu der Bär, als er vom Baum fiel, weil der Ast zu dünn oder der Bär zu schwer war. Harry Rowohlt ist tot. Solange er lebte, wirkte er immer, als wäre er gerade erst von einem Baum in ein Gebüsch gefallen, aus dem er nun brummend wieder hervorkam, wild der Bart und wüst die Mähne – und er selbst in der besten aller schlechten Launen oder der schlechtesten aller guten Launen. Das war bei ihm, der ja auch Schauspieler war, oft nicht zu unterscheiden.

Dieser Ton wird bleiben: Als Übersetzer, der in den frühen siebziger Jahren mit «Die grüne Wolke» von A. S. Neill begann und Werke von Hemingway, Flann O'Brien, den Marx Brothers, Frank McCourt und vielen anderen folgen liess, war Rowohlt ein Meister, allerdings einer, der ohne Schüler blieb, denn sein Wortwitz war unnachahmlich. Es gibt Autoren, nach denen im deutschen Sprachraum wohl niemals ein Bär gekräht hätte, wenn es Rowohlt nicht eingefallen wäre, sie zu übersetzen.

Diese Stimme wird bleiben: Als Vorleser war er ein Ereignis. Seine Hörbücher hatten Auflagen, die Schlagersänger neidisch machen konnten, seine Lesungen waren whiskydurchwirkte Gesamtkunstwerke. Solange es Kinderbücher gibt, dürfte «Pu der Bär» in Rowohlts genialer Übersetzung darunter sein. Viel näher als Harry Rowohlt, der vor siebzig Jahren als Sohn des Verlegers Ernst Rowohlt geboren wurde, aber selbst nie Verleger sein wollte, kann man der Unsterblichkeit also kaum kommen: «Singt Ho! Der Bär soll leben!»

Hubert Spiegel

Glanz des Turms

Bildhauer Frédéric-Auguste Bartholdi und Ingenieur Gustave Eiffel waren im 19. Jahrhundert unerbittliche Rivalen. Zumindest gemäss dem neuen Roman des Basler Schriftstellers Claude Cueni. Von Rolf Hürzeler

Der eine war der feinfühligste Künstler, der andere der kalte Rechner – Visionäre waren beide: Die beiden Franzosen Frédéric-Auguste Bartholdi und Gustave Eiffel setzten im 19. Jahrhundert Meilensteine. Eiffel mit dem nach ihm benannten Turm für die Weltausstellung von 1889 in Paris, Bartholdi mit der Freiheitsstatue im Hafen von New York, die drei Jahre zuvor auf Liberty Island eingeweiht worden war. Die beiden Männer sind die Protagonisten im neuen historischen Roman «Giganten» des Basler Schriftstellers Claude Cueni.

Der Autor ist mit diesem Buch zu seinen historischen Romanen zurückgekehrt, zu geschichtlichen Büchern wie «Cäsars Druiden» oder «Das grosse Spiel» über den Finanzjongleur John Law im 18. Jahrhundert. Letztes Jahr konnte der 59-jährige Schriftsteller nun in einem neuen Genre mit dem teilweise autobiografischen Roman «Script Avenue» einen Auflagenerfolg feiern an einer Fortsetzung dieses Werks arbeitet er gegenwärtig. Zudem hat Cueni zahlreiche Drehbücher für Fernsehserien wie «Peter Strohm» geschrieben und Computerspiele entwickelt, unter anderem das weltweit verkaufte Anti-Aids-Game «Catch the Sperm» von 2001.

Im Bistro mit Engels

Der Autor erzählt nun mit «Giganten» eine spannende Geschichte über die angebliche Rivalität zwischen Eiffel (1832–1923) und Bartholdi (1834–1904), die er mit ereignisgeschichtlichen Episoden aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts schmückt. In Cuenis Worten ist der Roman eine «Fiktion aus historisch gesicherten Fakten und teilweise erfundenen Ereignissen».

So entzündet sich der Konflikt – nach jugendlicher Freundschaft – zwischen den beiden Pionieren im Wettbewerb um die Gunst einer fiktiven Angélique. Der flamboyante Eiffel kann ihr materielle Sicherheit bieten, Bartholdi viel Liebe; sie will beides. Wie in allen seinen Büchern setzt der Autor auf heftige Emotionen, etwa als die beiden Kontrahenten sich bei einem Zwist um die begehrte Geliebte gegenüberstehen: «Frédéric fixierte Gustave, lauerte auf eine Reaktion, doch Gustaves Gesicht zeigte keine Reaktion.» Die beiden Männer starrten sich an «und erkannten, dass sie Rivalen geworden waren».

Besonders reizvoll für den Leser ist die Begegnung mit historisch verbürgten Figuren. Da gibt es einen Besuch im Atelier des legendären

Fotografen Gaspard-Félix Tournachon, genannt Nadar. Auf einer abenteuerlichen Reise der Protagonisten nach Ägypten tritt Ferdinand de Lesseps auf, der Erbauer des Suezkanals. Oder Cueni zollt dem schweizerisch-französischen Ingenieur Maurice Koechlin Tribut, der für seinen Meister Eiffel die Knochenarbeit bei der Konstruktion des Turms leistete. Selbst der kommunistische Philosoph Friedrich Engels fehlt nicht. Er zieht in einer Bistrorunde über die Schweiz her: «Derart von oben herab, derart schlecht wie die Schweiz ist noch kein anderes Land in Europa behandelt worden. Sie gab auf

«... bis die Schweiz in Europa auf die tiefste Stufe der Verachtung gesunken ist.»

jede immer unverschämtere Forderung einen noch demütigeren Bescheid. Eine Infamie nach der andern wurde geschluckt, bis die Schweiz in Europa auf die tiefste Stufe der Verachtung gesunken ist.» Engels hatte dies zwar 1853 in der *New York Daily Tribune* geschrieben, aber Cueni weist ihm die Worte in schriftstellerischer Freiheit beim Trinken im Bistro zu.

Abenteuerlich ist die erzählerische Exkursion, auf die Cueni die halbfiktionale Figur Charles Bartholdi schickt, den älteren Bruder von Frédéric. Charles hatte zwar tatsächlich gelebt, aber es ist kaum etwas bekannt über ihn. Der Mann ist in der Version Claude Cuenis der Typ Gambler, dem das Leben nicht risikoreich genug sein kann. So trampft der Unglückliche in einen entlegenen Winkel Alaskas, wo Gold gefunden wurde. Wie unzählige andere Glückssucher kehrte er nicht mehr zurück; Cueni schildert dessen vergeblichen Kampf gegen die Unbilden der Natur im Stil einer fiebrigen Horrorgeschichte.

Cueni macht für den Leser tollkühne Eskapaden in der vor 150 Jahren vielfach unerschlossenen Welt erlebbar, und er veranschaulicht das rechtlose Leben in weiten Teilen Amerikas. Mit dieser Expedition ebenso wie mit der Nilfahrt zu den Pyramiden illustriert der Autor, wie gefährlich das Leben in jener Zeit für Reiselustige war – nicht nur wegen des fehlenden Komforts. Der Schriftsteller schildert ausführlich die Folgen kolonialer Sexabenteuer der Europäer im Orient – fast alle Männer kamen mit einer Syphilisinfektion heim.

Wie so häufig, wenn es im Leben um Erfolge und Niederlagen geht, findet sich der Schlüssel dazu in der Kindheit. Cueni beschreibt ausführ-



Zurück zu den historischen Romanen: Erfolgsautor Cueni.

lich das bürgerliche Leben der Familie Bartholdi im elsässischen Colmar. Die Familie zerfällt nach dem Selbstmord des Vaters, der sich mit Eisenbahnaktien verspekuliert hat. Trotz einer fast symbiotischen Mutter-Sohn-Beziehung konnte der Künstler Bartholdi Karriere machen; der sich vernachlässigtühlende Charles fand dagegen den Tritt im Leben nicht. Er konnte sich dem Einfluss des toten Vaters nie entziehen und stand in einer schmerzhaften Liaison mit dessen Geliebter, die ihn unerbittlich erpresste.

Der Roman «Giganten» enthält schweizerisches Lokalkolorit. Eiffel wie Bartholdi waren mit der Stadt Basel verbunden. Bartholdis Strassburger Denkmal beim Bahnhof SBB begrüsst seit Ende des 19. Jahrhunderts den Besucher der Stadt mit imperialer Geste. Eine tragische Dimension dagegen hat die Verbindung

von Gustave Eiffel zu Basel. Eine von ihm konstruierte Eisenbrücke stürzte am 14. Juni 1891 über dem Flüsschen Birs bei Münchenstein zusammen, als ein Personenzug darüberfuhr. Der Unfall kostete 73 Passagieren das Leben – das bis heute schwerste Eisenbahnunglück der Schweiz. Die Katastrophe war auf Konstruktionsmängel zurückzuführen, die dem Nachruhm Eiffels indes nichts anhaben konnten; der Glanz des Pariser Turms war zu gross.

Die Lektüre von «Giganten» ist ein unterhaltender Sommerlesestoff, der den Leser zu einer fantasievollen Reise einlädt. Man kann in all den Intrigen und Abenteuern mitschwelgen – und erfährt dabei Überraschendes vom Leben im 19. Jahrhundert.

Claude Cueni: Giganten. Wörterseh. 398 S., Fr. 36.90

Jazz

Der Sturm des Zeitgeists

Von Peter Rüedi

Mit dem Zeitgeist verhält es sich wie mit einem pointillistischen Gemälde. Je näher wir ihm kommen, umso mehr lösen sich die Konturen auf, und was uns eben noch greifbar schien (oder begreifbar), zerfällt in einzelne Punkte. So ist vielleicht das kreative Erdbeben – um beim Jazz zu bleiben –, das am Ende des Zweiten Weltkriegs die scheinbar festgefügte Tektonik der Swing-Epoche ins Wanken brachte, erst aus Distanz so recht nachzuvollziehen. Jedenfalls ist anhand der integralen Neuveröffentlichung des Gesamtkatalogs des kleinen, unabhängigen, kurzlebigen kalifornischen Labels Dial ein wahrer Sturm des Zeitgeists zu erleben. Auf neun CDs ist es ein Querschnitt durch die Musik, die sich damals als Bebop zum neuen Stil kristallisierte, 91 Titel aus 22 Sessions, die uns, tontechnisch einwandfrei restauriert, mit ihrer überwältigenden Frische eigentliche Klassiker der Jazzgeschichte vor Ohren führen wie beim ersten Mal und die zu Unrecht Vergessenen ins Licht rücken – nebst Aufnahmen, in denen, besonders aufregend, die neuen Spielweisen auf traditionellere treffen.

Die Soli, welche die Dioskuren des neuen Hype, Charlie Parker und Dizzy Gillespie, über der vergleichsweise biederen Rhythmik von Teddy Wilson & Co. blasen, sind vor Spannung funkelnnde Entfesselungskunststücke. Oder Charlie Parker mit dem Trio des jungen Erroll Garner: kühner Vogelflug über vertrautem Gelände. Zum Dial-Korpus gehören die legendären Tenorsax-Battles von Dexter Gordon mit Wardell Gray («The Chase») und Teddy Edwards («The Duel»), strahlende Sessions des meistunterschätzten Trompeters dieser Jahre, Howard McGhee, ferner stupende Beweise dafür, was für ein Verlust der frühe Tod der Trompeter Sonny Berman und Fats Navarro für die Jazzgeschichte war (beide Opfer ihrer Drogensucht). Wiederzuentdecken ist der fabelhafte Pianist Dodo Marmarosa. Im Zentrum aber steht Charlie Parker. Mit Erschütterndem wie der berühmten «Lover Man»-Session (unmittelbar vor seiner Zwangseinlieferung in den Entzug am Camarillo State Mental Hospital), vor allem aber mit den triumphalen Aufnahmen danach, unter anderem mit dem jungen Miles Davis.



The Complete Dial Modern Jazz Sessions. Mosaic Records, Stamford, Connecticut. 9 CDs, 149 Dollar. www.mosaicrecords.com

Top 10

Knorr's Liste

1	Love & Mercy	★★★★☆
	Regie: Bill Pohland	
2	Bouboule	★★★★☆
	Regie: Bruno Deville	
3	Das ewige Leben	★★★★☆
	Regie: Wolfgang Murnberger	
4	Woman in Gold	★★★★☆
	Regie: Simon Curtis	
5	Mad Max: Fury Road	★★★★☆
	Regie: George Miller	
6	The Age of Adaline	★★★☆☆
	Regie: Lee Toland Krieger	
7	Hot Pursuit	★★★☆☆
	Regie: Anne Fletcher	
8	Jurassic World	★★★☆☆
	Regie: Colin Trevorrow	
9	Spy	★★★☆☆
	Regie: Paul Feig	
10	San Andreas	★★★☆☆
	Regie: Brad Peyton	

Kinozuschauer

1 (-)	Jurassic World (3-D)	58 874
	Regie: Colin Trevorrow	
2 (1)	Spy	10 439
	Regie: Paul Feig	
3 (-)	The Age of Adaline	7 006
	Regie: Lee Toland Krieger	
4 (2)	San Andreas (3-D)	5 649
	Regie: Brad Peyton	
5 (-)	Giovanni Segantini: Magie des ...	3 772
	Regie: Christian Labhart	
6 (-)	Hot Pursuit	3 535
	Regie: Anne Fletcher	
7 (4)	Pitch Perfect 2	2 942
	Regie: Elizabeth Banks	
8 (3)	Mad Max: Fury Road (3-D)	2 863
	Regie: George Miller	
9 (6)	Woman in Gold	1 642
	Regie: Simon Curtis	
10 (5)	Poltergeist (3-D)	1 519
	Regie: Gil Kenan	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (3)	96 Hours – Taken 3 (Rainbow)
2 (2)	Baymax – Riesiges Robowabohu (Disney)
3 (1)	John Wick (Ascot Elite)
4 (-)	Outlander – Season 1 Vol. 1 (Sony)
5 (7)	Der Hobbit – Die Schlacht ... (Warner)
6 (6)	Unbroken (Universal)
7 (5)	Herz aus Stahl (Sony)
8 (-)	The Interview (Sony)
9 (-)	96 Hours – Taken 1–3 (Rainbow)
10 (4)	Birdman (Fox)

Quelle: Media Control



Wenn mal ein Polizeiwagen vorbeikurvt, ist das fast aufregend: «Victoria».

Kino

Brave Reise ans Ende der Nacht

Der komplette Film in einem Ruck und ohne Schnitt gedreht – und schon ist die Kritik völlig aus dem Häuschen. Was ist bloss so toll am deutschen Film «Victoria»? Von Wolfram Knorr

Der deutsche Film braucht mildernde Umstände. Seine Crux ist meist der Plot: dünne, nicht selten dümmliche Handlung mit Dialogen, die knarzen. Die meisten Filme sind ohne Eleganz und langweilig; besonders im gefälligen Revier des Mainstreams. Deshalb werden Filme, die mal ausbrechen, Ecken und Kanten haben, reflexartig als etwas sehr Erfreuliches begrüsst. So war es auch beim diesjährigen deutschen Berlinale-Beitrag «Victoria» von Sebastian Schipper. «Ein mitreissender 140-Minuten-Rausch aus Gangsterkino, Männerfreundschaft und Berliner Nachtleben», begeisterte sich *Spiegel* online, und in *Zeit* online hiess es, er werde «das deutsche Kino nachhaltig durchrütteln». Er sei «wahn-sinnig kraftvoll und mitreissend» (*Stern*).

Der «Gegenentwurf zum berechnenden Überwältigungskino» (*NZZ* online) verzichtet nämlich auf jeglichen Schnitt. Schipper, sein vorzüglicher Kameramann Sturla Brandth Grøvlen und das Ensemble drehten alles in einem Take, in einem Ruck und in Realzeit. So was findet die Kritik sofort aussergewöhnlich. Eine Kühnheit! Einfach irre! Da schert sich einer nicht um Konventionen, und schon ist das die halbe Miete. Experimente werden immer begrüsst, gelten als inspirierend, als Befreiung; der Avantgardist als Sprengmeister, der mal das «Gehäuse» konventionellen Erzäh-

lens zerlegt, Gegenentwürfe vorlegt. In Schippers Fall stimme das Formale mit dem Inhaltlichen ideal überein. So heisst es in der *Berliner Zeitung*, «Victoria» sei «der beste Film über diese Stadt seit langem». Er erzähle «die Geschichte eines Bankraubs in Berlin» (*Stern*).

Da muss ich wohl einen anderen Film gesehen haben. Wo um Himmels willen ist da Berlin? Ein paar dunkle Strassen, eine Disco, ein Café, eine leere Tiefgarage mit einem knarrenden Gangster («Hey Bitch!») und ein Bankraub im letzten Drittel, der nicht im Bild ist. Was hat das mit Berlin zu tun? Das gilt für jede Stadt, vor allem für die in der Provinz. Wenn mal ein Polizeiwagen vorbeikurvt, ist das fast aufregend.

«Victoria» beginnt vielversprechend im grellen milchigen Licht einer Techno-Disco. Aus der Hitze der Stroboskopblitze und wummernden Bässe schält sich die junge Spanierin Victoria (Laia Costa), die auf der Strasse vier Berliner Jungs kennenlernt (Frederik Lau, Max Mauff, Burak Yigit und Franz Rogowski), sympathische Hallodris, die mit ihr herumalbern, sie mit aufs Dach eines Hauses nehmen, Bier trinken und juxen, bis Victoria – die Nacht neigt sich dem Ende – ins Café muss, in dem sie arbeitet. Dann erfährt man auf einmal, dass einer der Aussenseiterbengel mal in der Kiste war, einem Gangster verpflichtet ist und zu einem Banküberfall gezwungen wird. Dass

sich Victoria als Fluchtfahrerin zur Verfügung stellt, ist nur schwer nachvollziehbar. Nach dem Überfall ist's vorbei mit dem fröhlichen Nachtleben. Die Reise ans Ende der Nacht wirkt trotzdem irgendwie brav.

Die vier Jungens sind wunderbar lockere Vögel, wie man sie mit solchem Leichtsinn kaum je im deutschen Film zu sehen bekommt, und Laia Costa ist ein herrlich schwirrender Glühwurm, doch irgendwann tritt die nächtliche Sause auf der Stelle. Das närrisch Verspielte kippt in Monotonie. Den jugendlichen Taumel, der in roher Realität strandet, mit Filmen wie «American Graffiti» oder «Easy Rider» zu vergleichen, ist grotesk. Kameraarbeit, Schauspieler, alles prima, aber der Plot bleibt eben die Crux. ★★★☆☆

Weitere Premieren

Big Game — Das Kino ist voll irrer Ideen. Die jüngste Variante zum Thema US-Präsident und Patriotismus stockt den Einfallsirrsinn gewaltig auf: In Finnland müssen Dreizehnjährige in die Wildnis, um mit Pfeil und Bogen irgendein Wild zu erlegen. Das Wild, das Oskari (Onni Tommila) buchstäblich vor die Füsse fällt, ist allerdings weder Hirsch noch Wolf, sondern der US-Präsident (Samuel L. Jackson). Seine Air Force One wurde von einem Terroristen abgeschossen, der mächtigste Mann konnte sich mit einer Kapsel retten, die



Schräger Einfall: «Big Game».

Häscher lauern in den Wäldern, und nun ist es die Aufgabe des Dreizehnjährigen, den Präsidenten, der hier das Gegenteil von mächtig ist, zu schützen und zu retten. Den schrägen Einfall hatte der Finne Jalmari Helander. Mal abgesehen von den tollen Landschaftsaufnahmen, ein kuriozes Jugendabenteuer. ★★☆☆☆

Giovanni Segantini – Magie des Lichts — Er gehörte zu den aufregendsten Künstlern und war zeitlebens staatenlos, er, den die



Erstaunlicher Sog: «Giovanni Segantini».

«Tastatur des Lichts» und das «Feuer der Kunst» (Segantini) in immer höhere Gefilde trieb. Mit seiner eigenwilligen pointillistischen Maltechnik schuf der 1858 in Arco (damals Österreich) geborene und 1899 auf dem Schafberg in Graubünden gestorbene Maler grandiose Werke, die vor allem die Gefühlswelt der in die Bergwelt eingebetteten Menschen und Tiere wiedergeben wollten. Segantinis Welt sollte «vor den Augen der Betrachter – in tiefer Rührung – schmelzen». Christian Labhart dringt in seinem Dok-Film mit Zitaten aus Segantinis Autobiografie tief in die Sehnsuchtswelt und die Abgründe des Malers vor und lässt sich Zeit beim Betrachten der Gemälde. Das entwickelt einen erstaunlichen Sog. Einziger Wermutstropfen ist die Musik, die allzu präntiös das Porträt untermalt und auf eine Ehrfurchtsebene hebt, die Segantini weiss Gott nicht nötig hat. ★★☆☆☆

Fragen Sie Knorr

Der deutsche Filmemacher Rainer Werner Fassbinder, der Ende Mai 70 geworden wäre, wird rauf und runter zum Wunderkind erklärt. War er denn wirklich so bedeutend? A. B., Frauenfeld



Ja. Der Rabelais des neuen deutschen Films mischte die eher brave Szene in den siebziger Jahren gewaltig auf. Er war bad boy, Despot und Maniac, der wie ein Irrer drehte und auch für die Bühnen arbeitete. Als er 1982 an einer Überdosis Medikamente starb, hinter-

liess er für sein Alter ein gewaltiges Œuvre. Da war sicher nicht jeder Film gelungen, aber als Zeit-Diagnostiker war er allen Kollegen überlegen und machte etwas, was der eher spiessige deutsche Film ignorierte: Er reaktivierte Altstars aus Opas Kino-Zeit – wie Adrian Hoven, Luise Ullrich, Ivan Desny, Barbara Valentin und vor allem Karlheinz Böhm. Da bewies er grosse filmische Klasse und holte sehr deutsche Befindlichkeiten auf die Leinwand. Er war ein Solitär.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Matter, ungehemmt

Von Rico Bandle

Interviews mit dem eigenen Vorgesetzten kommen selten gut. Das zeigte sich bei den handzahmen Gesprächen von SRF-Talker Roger Schawinski mit SRG-Generaldirektor Roger de Weck, das zeigte sich auch diese Woche, als sich SRF-Direktor Rudolf Matter in die Nachrichtensendung «10 vor 10» einladen liess. Matter, verantwortlich für das Deutschschweizer Programm der SRG, hatte an der Urne eine beispiellose Klatsche erhalten: Bis auf Graubünden und Basel-Stadt sagten alle Deutschschweizer



«Relativ weise»: SRF-Direktor Matter.

Kantone Nein zum revidierten Radio- und Fernsehgesetz – ein deutliches Missfallensvotum.

Sichtlich aufgedreht versuchte Matter, das blamable Resultat ins Positive zu drehen. Er sehe überhaupt kein Popularitätsproblem, das Resultat finde er «relativ weise», es spreche für das Schweizer Wahlvolk. Er freue sich auf die Service-public-Debatte – aber im Programm abspecken? Das kommt natürlich nicht in Frage. «Wir machen ein Programm, das für das gesamte Publikum ist, schliesslich bezahlen auch alle.» Wenn alle gezwungen sind zu bezahlen, muss man sich auch nicht einschränken, so seine Logik. Moderator Stephan Klapproth, der ein «ungehemmtes» Gespräch ankündigte, liess die interessanten Fragen aus. Zum Beispiel, weshalb wohl nur die SP uneingeschränkt für die SRG einsteht, wie im vorangehenden Beitrag zu sehen war. Was sagt das über die politische Ausrichtung des Programms aus? Oder ob es richtig ist, wenn bei der Vergabe von Sportrechten und Unterhaltungsformaten die SRG mit Gebührengeldern die Privaten überbietet. Aber, betonte Matter nochmals, er freue sich auf die Debatte.

10 vor 10: Montag, 15. Juni, 21.50 Uhr, SRF 1.

Bunte Hemden

Angst vor Bürgerlichkeit an der Eröffnung der Zürcher Festspiele; Roger Federer in Küsnacht gesichtet. *Von Hildegard Schwaninger*



Schwungvoll: Geigerin Fischer.

Die Zürcher Festspiele, zum neunzehnten Mal veranstaltet, beherrschen gegenwärtig die Agenden der Zürcher Bildungsbürger. Ob sie Touristen in die Stadt locken, sei dahingestellt, die Einheimischen jedenfalls beschäftigen sich brav mit Shakespeare (Festspiele-Motto: «GeldMachtLiebe – Shakespeare und andere Gewalten») und besuchen die Kulturinstitute.

Die schwungvolle Geigerin **Julia Fischer** sorgte dafür, dass das Eröffnungskonzert in der Tonhalle restlos ausverkauft war. Die junge Münchnerin (1983 geboren als Tochter deutsch-slowakischer Eltern) spielte Beethovens Violinkonzert D-Dur. Shakespeare, um den es bei den Festspielen geht, kam vorher: Fantasie-Ouvertüre «Romeo und Julia» von Tschaikowsky. Julia Fischer, virtuos, erfrischend, natürlich – kontrapunktisch zu Kolleginnen, die in nassen T-Shirts oder barfuss auftreten oder, wie die grosse **Anne-Sophie Mutter**, die man wegen Mähne und Décolleté schon «Rita Hayworth der Violine» nannte. Julia Fischer – hinreissend!

Im Parkett sass, angeführt von Stadtpräsidentin **Corine Mauch**, alles, was in Zürich Rang und Namen hat. Interessant ist die neue Kleiderordnung, die in den Musentempeln zu beobachten ist. Man neigt zum *underdressing*. Jeder hat Angst, zu bürgerlich zu wirken, und heute, wo wir in einer Anything-goes-Welt

leben, führt das dazu, dass die Leute in bunten Hemden und Freizeithosen sogar zu Festspielen gehen. Nur wer sich klar zum Bürgerlichsein bekennt, trägt Anzug und Krawatte. Die Swiss Re ist Hauptsponsor der Zürcher Festspiele, Verwaltungsratspräsident **Walter Kielholz** war (selbstverständlich im Anzug und mit Krawatte) mit Ehefrau **Daphne** anwesend.

Ziemlich gleiche Besetzung, auch modisch locker, bei der festlichen Eröffnung am Samstagmorgen im (Gott sei Dank vollbesetzten)



Klares Bekenntnis: Daphne und Walter Kielholz.

Schauspielhaus, wo **Adolf Muschg** die Festansprache hielt und dann ein «Apéro, pas trop peu», zu dem Festspiele-Intendant **Elmar Weingarten** bat, serviert wurde.

Kann ein Superpromi, dessen Gesicht jeder kennt und der keinen Schritt machen kann, ohne bestaunt zu werden, sich noch frei bewegen? Manchmal ja. So sah man Freitagabend **Roger Federer** im Garten von «Rico's» in Küsnacht. **Rico Zandonella**, der ja hohen Besuch gewohnt ist, freute sich über den Tennisstar, der mit **Mirka** und ein paar Freunden bei ihm einkehrte.

Ganz entspannt sass das zurückgetretene Gesicht der Fifa, **Walter De Gregorio**, Samstagvormittag im Café «Höschgasse 33». In Flip-Flops und mit kurzen Hosen. Dauernd am Handy. Das Lokal gehört **Dominique Marcus**, die Polospielerin war und Au-pair-Mädchen bei **Andrew Lloyd Webber**, ehe sie zur Gastronomin mutierte. Zur Erfolgsgastronomin sogar: Trotz der zügigen Preise (ein Dezi Weisswein Fr. 8.50, ein Gin Tonic 18 Franken) kehren bei ihr nicht nur klatschsüchtige Weiberrunden ein (heiss besprochenes Thema: die Liebesaffären von Finanzunternehmer **Christoph Grüebl**, einem Onkel der Wirtin), sondern auch attraktive Männer. Weil: Marcus ist blond und hübsch, und die Servier-tochter hat, wie **Helmut-Maria Glogger** (der Autor ist auch Stammgast) konstatierte, «das hübscheste Lächeln im Seefeld».

Am Bellevue, vorübergehend – wegen des Umbaus der Quaibrücke – gastronomische Problemzone der Stadt, wirtet **Bastian**



Verhandlungen: Gastronom Grabaum.

Grabaum mit seinem «Nachtcafé am Bellevue» recht erfolgreich. Jetzt streckt der Gastronom, der auch die «Old Fashion Bar» führt, seine Hände nach dem Tagesbetrieb «Café Felix» aus. **Felix Daetwyler**, der einst flamboyante Dekorationskünstler, der dem Lokal seinen Namen gab, ist nur noch selten im Café anzutreffen. Früher sah man ihn täglich. Grabaum würde die Vakanz gern füllen. Er verhandelt mit **Adolf Teuscher**, dem das «Café Felix» gehört, über einen Verkauf. Doch der Schokolade-Millionär will fünf Millionen Franken. Und das ist für Grabaum definitiv viel.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Ein Freudentag

Der Investor Klaus Schweikert, 58, und die Prostituierte Julia alias Lucie, 28, haben nach zweitägiger Bekanntschaft geheiratet. Aber nicht mit allem Drum und Dran.



«Pretty Woman»-Geschichte: Ehepaar Schweikert.

Blitzantrag: Unsere Geschichte ist schon speziell. Ein Freund von mir wollte mich aufheitern und sagte, er schicke mir eine kleine Freude vorbei. Dann stand Lucie vor der Türe. Ich fand sie gleich wunderschön. Blöd bin ich ja nicht, es war mir schon klar, dass sie ein Freudenmädchen ist. Sie arbeitet im Bordell «Oase». Unter Spezialitäten steht: «Liebt alles». Unter Sprachen: «Tschechisch und Englisch». Um Sex ging es mir an diesem Abend nicht, auch wenn mir das niemand glauben will. Wir tranken Sekt und redeten, es war wie bei jeder anderen Liebesgeschichte auch. Ich dachte, ich kenne sie schon ein Leben lang. Da ich ein schnell entschlossener Mann bin, fragte ich sie in derselben Nacht, ob sie meine Frau werden wolle. Sie wollte aber nur unter der Bedingung, dass ich sie von nun an Julia nenne.

Schlamm Schlacht: Die «Pretty Woman»-Geschichte – ein reicher, erfahrener Mann befreit eine Prostituierte aus ihrem Elend, zeigt ihr die Welt und verwöhnt sie materiell – sorgte für Aufsehen. Natürlich ging es nicht lange, und man buddelte im Dreck. Sie sagten, ich hätte zweimal in U-Haft gesessen. Einmal soll ich meine Ex-Partnerin gestalkt, ein anderes Mal eine Waffe auf Polizisten gerichtet haben. Blödsinn, das sind falsche Anschuldigungen. Sogar meine Vermögensverhältnisse wurden

unter die Lupe genommen. Sie kamen zum Schluss, ich sei gar kein Millionär, jedoch vermögend, weil ich mein Haus für 660 000 Euro verkauft habe.

Klunker und anderes: Tatsache ist, dass ich mich bei meiner Julia nicht lumpen liess. Als Geschäftsmann bin ich schnelles Handeln gewohnt. So kam eine der wohl am schnellsten organisierten Hochzeitsfeiern der Welt zustande. Dass andere Brautpaare damit monatelang Zeit verplempern, will mir einfach nicht in den Kopf. Ich musste nur den Rolls-Royce besorgen, der uns zum Standesamt fuhr, und meinen silbergrauen Anzug aus dem Schrank nehmen. Lucie benachrichtigte ihre Kolleginnen aus dem Puff, die waren hellauf begeistert von den News und erschienen vollzählig. Das Kleid, die Blumen, der Anlass: Alles war innert weniger Stunden organisiert. Sogar die Geschenke: Für Julia gab es einen Rubinring mit zwölf Diamanten sowie zwei Autos, eines davon ist 130 000 Euro wert.

Edelmann: Die Party war super, der Champagner floss in Strömen, und auch meine Freunde waren zufrieden. Meine Pläne konzentrieren sich nun auf die unmittelbare Zukunft. Zuerst gehen wir in die Flitterwochen, danach arbeitet meine Frau weiterhin im Bordell. Sie sagt, weil sie ihre Kolleginnen so gut mag. Privat ist privat, und Geschäft ist Geschäft: Trotzdem ist es mir sehr recht, dass sie künftig nur noch an der Bar anzutreffen sein wird. Ich bin eher ein Kavalier der alten Schule. Auf jeden Fall will ich meine Frau so gut behandeln, dass sie mich nie mehr gehen lassen will. Sex hatten wir übrigens auch in der Hochzeitsnacht nicht. Ich will nichts forcieren und muss eine Frau besser kennen, bis es dazu kommt. Ob man es glaubt oder nicht: Lucie ist mir als Mensch mehr wert. Sie hat ein grosses Herz, ist lieb und bescheiden, und sogar Kinder könnte ich mir mit ihr vorstellen. Gerade habe ich das Gefühl, die beste Entscheidung meines Lebens getroffen zu haben.

Protokoll: Franziska K. Müller

Realitod

Von Andreas Thiel — Wenn die Sozialwissenschaft überholt.

Simonetta: Was sagst du zur Volksabstimmung? Das RTVG ist nun Realität.

Andreas: Im Gegensatz zum Bundesrat respektiere ich den Volkswillen.

Simonetta: Was soll das heissen?

Andreas: Dem Verhalten des Bundesrates entnehme ich, dass man sich nur noch an Volksentscheide halten muss, die einem in den Kram passen.

Simonetta: Da ich nicht vom Volk gewählt wurde, fühle ich mich dem Volk auch nicht verpflichtet.

Andreas: Stimmt, du wurdest ja von der EU-Kommission in Brüssel gewählt.

Simonetta: Als Sozialdemokratin wurde ich von den sozial Schwachen gewählt, und diesen fühle ich mich auch verpflichtet.

Andreas: Wenn die Mäuselobby genügend zahlt, fordert ihr Sozialdemokraten ein Nachtflugverbot für Eulen.

Simonetta: Ich lasse mich nur von den Erkenntnissen der Sozialwissenschaft leiten. Nimm die neuste Studie des Interdisziplinären Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung der Uni Bern. Gemäss dieser Studie haben es alleinerziehende Eltern schwerer als Eltern, die Kinder gemeinsam erziehen.

Andreas: Unglaublich! Und hat das Interdisziplinäre Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung auch herausgefunden, woran das liegen könnte?

Simonetta: Nein, das ist noch Gegenstand der Forschung. Aber der Bundesrat weiss schon, was zu tun ist. Das Familienmodell mit alleinerziehenden Eltern muss gefördert werden.

Andreas: Und ihr seid noch nicht auf die Idee gekommen, das Familienmodell mit zwei Eltern zu fördern?

Simonetta: Dieses Modell wird von der Sozialwissenschaft als überholt betrachtet.

Andreas: Die Sozialwissenschaft hat die Realität überholt? Dann hat die Realität das Rennen verloren.



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Achtung: Verführer

Von Peter Rüedi



Das einer eine Vorliebe für schwierige Weine pflegt, macht ihn nicht notwendigerweise zum Snob. Ein Teil des Vergnügens am Wein kann durchaus die Entdeckerfreude sein, die Beobachtung, wie sich eine Flasche im Lauf des Zuspruchs verändert (und ich mich mit ihr): So ganz ist die Beobachtung eines Weins nicht von Selbstbeobachtung zu trennen und der Geschmack nicht vom Zustand der Anklingsnerve des Trinkers und von dessen flottierendem Geisteszustand und Gefühlshaushalt. Manche Weine geben ihrem Konsumenten Rätsel auf, und die zu lösen, ist nicht nur eine Herausforderung, sondern zuweilen auch ein grosser Spass, zumal es in diesem Bereich keine eindeutigen und endgültigen Lösungen gibt.

Mit ein Grund, weshalb Wein ein so unerschöpfliches Gesprächsthema ist: *De gustibus est disputandum*, wie wir das Sprichwort in sein Gegenteil verkehren müssen; gerade weil die individuellen Geschmäcke so verschieden sind, rufen sie nach endlosem Gedankenaustausch. Dass ein und derselbe Wein im kleineren Freundeskreis durchgehend das gleiche Echo auslöste: Welch schrecklicher Gedanke! Dies vorausgesetzt, bekenne ich indes meine Freude an Weinen, die mich mit einer grossen Evidenz anspringen. Die muss beileibe nicht platt oder banal sein oder eine differenzierte Wahrnehmung ausschliessen. Ich meine etwa das offensichtliche und unzweifelhafte Vergnügen, das der erste Schluck eines gutgemachten Châteauneuf-du-Pape auslöst – mit oder ohne Speisen als Begleitung, denen er auch in den deftigsten Varianten mühelos gewachsen ist. Der Basiswein der Domaine Giraud, eine Cuvée aus 60 Prozent Grenache, 35 Prozent Syrah und einem Sprutz Mourvèdre (allesamt von siebzugjährigen Reben), ist von solcher Natur: eine explosive provenzalische Aromatik voll von reifer, dunkler Frucht, frischen Gewürze (u.a. Lavendel), frischem Tabak und mit etwas Leder, tief und laaang, und, bei aller (Frucht-)Süsse, happigem Alkohol sowie, in Abwesenheit von Holz, von grosser Frische. Nicht für die Ewigkeit gebaut. Aber wer diesem Verführer länger als fünf Jahre widersteht, ist ohnehin ein Masochist.

Domaine Giraud: Châteauneuf-du-Pape Tradition 2012. 15%. Denz Weine. Fr. 42.–. www.denzweine.ch

Neue Schweizer Küche

Im «Focus» in Vitznau serviert Nenad Mlinarevic nur noch Produkte aus der Schweiz – ein faszinierendes Experiment. Von David Schnapp



Hohe kulinarische Intelligenz: Küchenchef Mlinarevic (2. v. r.), «Park Hotel Vitznau».

In Kopenhagen, auf den Färöer, in Peru: Seit einiger Zeit wird die hochstehende, konsequent auf regionalen Produkten basierende Küche als Megatrend ausgerufen. Letzte Woche fand in Zürich das Kochsymposium «Chef Alps» statt – Hauptthema: regionale Küche. In der Schweiz haben die Autoren Dominik Flammer («Das kulinarische Erbe der Alpen») oder Paul Imhof («Das kulinarische Erbe der Schweiz») aufgezeigt, wie reich das Land an fantastischen Küchenrohstoffen ist.

Auch die Köche haben das längst gemerkt. Von der Milch aus Zürich bis zum Wild aus eigener Jagd: Auf dem Menü der meisten gehobenen Restaurants stehen Schweizer Produkte. Aber kaum einer, der Spitzenbewertungen in den wichtigsten Restaurantführern erhält, hat sich bisher getraut, ausschliesslich hiesige Produkte zu verwenden. Ausnahmen: Stefan Wiesner, «der Hexer aus dem Entlebuch», und Nenad Mlinarevic, einer der talentiertesten jungen Spitzenköche im Land. Seit kurzem verzichtet der Küchenchef des «Focus» im «Park Hotel Vitznau» auf Meeresprodukte und ersetzt sie mit Forellen aus der Brüggli-Zucht in Sattel und mit Kreativität. Denn leicht geht die selbstgewählte Einschränkung nicht, sie verlangt Fantasie, die es nicht zwingend braucht, wenn man beim Fischhändler eine bretonische Seezunge bestellt. Wobei hier nichts gegen bretonische Seezungen gesagt werden soll.

Mlinarevics Gerichte zeugen von hoher kulinarischer Intelligenz, sie sind aufs Wesentliche reduziert und sorgfältig um ein Hauptprodukt aufgebaut: zum Beispiel um das Tatar vom Kalbsnierstück (aus Hüttlingen). Es wird von einer gelierten Scheibe eines Kräuterkonzentrats bedeckt, darauf Tupfen von Kräuter- und Selleriepüree, frische, wilde Kräuter, die ein Koch vor der Arbeit noch auf der Wiese gepflückt hat, und schliesslich eine Vinaigrette mit Kalbskopf und -zunge sowie Kräuteröl. Das schmeckt frisch und fleischig, feinsäuerlich und ätherisch-grün.

Es gibt sodann geräucherte Bergkartoffel aus dem Albulatal mit in Nussbutter cremig gestocktem Eigelb, *sous vide* gegartem Kohl und Bärlauchöl. Und – ein grossartiges Dessert – Rhabarber aus dem Wistenlach als Gelee, Granité, Eis, Kompott, dazu Holunder und abgeflämte süsse, weiche Meringues. Ich schliesse nicht aus, dass man es anders sehen kann; aber nach zehn Gerichten dieser neuen Schweizer Küche ist schwer einzusehen, warum man in Zukunft noch auf den Vierwaldstättersee blicken soll, während man Jakobsmuscheln aus Norwegen isst.

Restaurant Focus im Park Hotel Vitznau
Seestrasse 18, 6354 Vitznau, Tel. 041 399 60 60
Dienstags bis samstags, nur abends.
Ausführliche Besprechung des Menüs auf
www.dasfilet.ch



Auto

Die Maschine lebt

In der Kategorie Supersportwagen empfiehlt sich der McLaren 650S Spider als umgänglicher Perfektionist. *Von David Schnapp*

Wer davon ausgeht, Sportwagen seien letztlich seelenlose Hochleistungsmaschinen, irrt. Die Maschine lebt! Davon bin ich jedenfalls überzeugt, seit ich einige Tage mit dem McLaren 650S Spider unterwegs war. Der 650S ist der Nachfolger des MP4-12C, mit dem McLaren 2011 angetreten war, die Welt der Supersportwagen neu zu ordnen. Schon damals haben die Briten ziemlich viel richtig gemacht, daran hat sich beim neuen Modell, einer Weiterentwicklung, nichts geändert.

Um zu wissen, dass die Maschine lebt, muss man bloss die kleine, versenkbare Heckscheibe

öffnen, um in sehr direkten akustischen Kontakt mit dem beeindruckenden Achtzylinder-Motor zu kommen. Das 3,8-Liter-Aggregat wird von zwei mächtigen Turbos zwangsbeatmet, was für eine höchst unterhaltsame Klangkulisse sorgt. Die Maschine atmet, sie brummelt, dann seufzen und pfeifen die Turbolader beim Luftholen – es ist eine Freude.

Schon eine Fahrt über die Landstrasse genügt, schliesslich geht es hier um Beschleunigung, nicht um Höchstgeschwindigkeiten. Aber keine Frage, auch eine solche bereitet im McLaren grösstes Vergnügen, das Faszinierende an dem Auto ist, dass es bei 50 km/h ebenso leicht zu fahren ist wie bei 200 km/h. Perfektion in der Fertigung paart sich hier mit einer gewissen Umgänglichkeit, die für Autos dieser Klasse nicht selbstverständlich ist.

Wichtig: Welche Farbe?

Wer sich mit dem Gedanken trägt, einen 650S zu bestellen, muss sich selbst eine wichtige Frage beantworten: Welche Farbe darf's denn sein? Mein Testwagen war in «Special McLaren Orange» lackiert, was in der Öffentlichkeit

einen Bunter-Hund-Effekt auslöst. Ich wurde an jeder Ampel, jedem Zebrastreifen fotografiert, Leute machten aus ihren Autos heraus Selfies mit dem McLaren, kurz: Für jemanden, der keinen Wert darauf legt, prominent zu sein, bedeutet eine solche Lackierung ziemlich viel Aufmerksamkeit. Unauffällig kann man in einem McLaren zwar kaum vorfahren, dafür ist sein Auftritt akustisch und optisch zu unverwechselbar. Aber wenn man bei der Bestellung «Supernova Silver» oder «Aurora Blue» wählt, entscheidet man sich für ein gewisses Mass an Understatement.

Was bei aller Aufmerksamkeit, die man in einem solchen Auto ungefragt erhält, eine gute Nachricht ist: Vielen Leuten scheint der PS-Riese zu gefallen. Daumen gehen hoch, Fenster werden auf der Nebenspur am Rotlicht runtergelassen, um Komplimente hinüberzurufen. Wer aufgrund mancher politischer Vorstösse im Land befürchtet hat, die Schweiz könnte sich zur Neidgesellschaft entwickeln, dem kann an dieser Stelle Entwarnung gegeben werden. Wenn es um den McLaren geht, scheint Anerkennung vor Neid zu stehen.

So wie sich die Lage zurzeit präsentiert, werde ich vermutlich bis auf weiteres nicht in die Situation kommen, mich für einen Supersportwagen entscheiden zu müssen. Falls sich das unerwartet ändern sollte, würde ich die Farbe «Elite Ice Silver» bestellen.

McLaren 650S Spider

Leistung: 650 PS, Hubraum: 3799 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 329 km/h
Preis: Fr. 309 900.–





«Ich wollte Eleganz malen»: Künstler Botero, 83.

MvH trifft

Fernando Botero

Von Mark van Huisseling — Wie arbeitet und was denkt einer der teuersten lebenden Maler? Und was er als Nächstes tun wird.

Wie lange dauerte es, die «Santas» zu malen?» (Es handelt sich dabei um seine zehn neusten Bilder, von 2014. Diese zeigen weibliche Heilige des christlichen Kanons, die als weltliche Damen der Gesellschaft erscheinen, steht in der Einladung der Galerie Gmurzynska in Zürich, wo die Bilder zu sehen sind; darunter Santa Regula, die Märtyrerin und Stadtpatronin Zürichs.) «*Actually*, ich habe vor über einem Jahr damit begonnen. Ich male nicht in der Technik, die man *direct painting* nennt [dabei werden Farbschichten aufeinander aufgetragen, während sie noch nass sind]. Sie schreiben einen Artikel in einem Zug, denke ich. Ich dagegen male, dann warte ich ein paar Tage, dann male ich darüber, dann warte ich ... Ich arbeite auch mal ein paar Tage nicht – so dauert das Monate. Für ein einzelnes Bild benötige ich vielleicht zehn Tage.» – «Wenn Sie malen, habe ich gehört, arbeiten Sie sieben Stunden am Stück, stehend, Ihren Arm hoch-

haltend ...» – «Es stimmt, dass ich nur stehend male, so grosse Bilder kann man nicht sitzend malen, das ist unmöglich. Aber sieben Stunden am Tag schaffe ich nicht mehr. Ich bin zufrieden, wenn es fünf Stunden sind.»

Fernando Botero, 83, ist ein kolumbianischer Maler und Bildhauer sowie einer der bekanntesten bildenden Künstler Lateinamerikas, steht bei Wikipedia. Bereits als junger Mann fand er zu seinem eigenen, heute weltberühmten Stil – er zeigt menschliche Körper in überzeichneten Proportionen, alle seine Figuren sind dick bis sehr dick (nochmals Wikipedia). Er lebte und arbeitete zuerst in New York, in den 1980er Jahren zog er nach Paris, heute wohnt er in Monaco. Seine Werke, die zur Mehrheit als wohlmeinend und/oder humorvoll beschrieben werden können, befinden sich in öffentlichen Räumen auf der New Yorker Park Avenue oder den Pariser Champs-Élysées sowie in zahlreichen grossen Museen

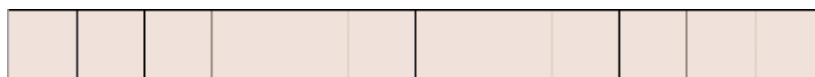
und wichtigen Sammlungen; er hat aber auch Fotos aus dem Abu-Ghraib-Gefängnis, die irakische Opfer amerikanischer Folter zeigen, gemalt oder den Tod von Pablo Escobar, einem kolumbianischen Drogenhändler. Für ein Werk aus der «Santa»-Serie (zirka 190 × 100 cm) verlangt die Galerie eine Million Dollar, für eine Botero-Skulptur wurden dieses Frühjahr zwei Millionen Euro bezahlt. Dieses Gespräch fand vergangenen Samstag statt in der Galerie Gmurzynska, wo er zur «Santas»-Ausstellungseröffnung anwesend war; er sprach Englisch mit spanischem Akzent.

«Sind Sie Katholik?» – «Ich bin Kolumbianer, ich wuchs in Kolumbien auf. Ich ging auf eine katholische Schule, wurde katholisch erzogen – aber ich war nie religiös. Meine «Santas» sind keine religiösen Bildern, sondern historische.» – «Wird Ihre katholische Vergangenheit trotzdem präsenter mit zunehmendem Alter?» – «Nein, überhaupt nicht. Was mich an den «Santas» gereizt hat: Heiligenbilder waren den Meistern des 15. und 16. Jahrhunderts wichtig. Dann sind sie verschwunden, bis im 19. Jahrhundert, als sie für eine kurze Zeit zurückkehrten [in der Malerei], und heute sind Heiligenbilder fehl am Platz. Doch ich schaute sie mir aus kunsthistorischem Interesse an, in Werken von Veronese, van Eyck, Cranach – Heilige in wunderschönen Kleidern ... So kam ich auf die Idee, Heilige in Kleidern mit tiefem Ausschnitt, engen Rücken, der heutigen Mode, zu zeigen. Ich wollte Eleganz malen.»

«Der Künstler muss ein Rebell bleiben», haben Sie gesagt. Wie bleibt man rebellisch, wenn man so erfolgreich ist wie Sie?» – «Ich habe mein ganzes Künstlerleben lang das Gegenteil von dem gemacht, was gerade politisch korrekt war – ich habe nie abstrakt gemalt, nie minimalistisch. Nicht, weil das mein Plan war, sondern weil ich meinen Stil früh gefunden habe. Mir war meine Unabhängigkeit immer wichtig, aber es braucht Dreistigkeit und Mut, seinen Stil durchzuhalten, wenn etwas ganz anderes Mode ist. Das war meine Unabhängigkeitserklärung.» – «Sie haben in der Vergangenheit auch politische Aussagen gemacht mit Ihren Bildern. Zurzeit gäbe es Material – Krieg in Syrien, Flüchtlinge auf dem Mittelmeer ...» – «Nein, nein, nein. Ich habe politische Werke gemacht, richtig. Doch ich bin Maler, es ist nicht meine Verantwortung, das Zeitgeschehen zu verarbeiten. Ich male, was mich künstlerisch herausfordert.» – «Was werden Sie als Nächstes tun?» – «Ah, das weiss ich nicht. Sie wissen nie, was Sie als Nächstes tun werden – bis zu dem Tag, an dem Sie es tun. Die Inspiration wird kommen, sie kommt immer.»

Sein liebstes Restaurant: «Das «Metropol», dort werde ich heute zu Abend essen ... [im Anschluss an das Gespräch fand dort ein Dinner statt, das seine Galeristen ihm zu Ehren veranstalteten]. Und die «Kronenhalle» mag ich, schon wegen der Bilder, die dort hängen.» «Metropol», Fraumünsterstrasse 12, Zürich, Tel. 044 200 59 00

1		2		3		4	5	6		7	8	9	10	11
12	13		14			15					16			
17										18				
19					20				21		22			
			23		24				25	26				
27		28				29			30			31		32
33				34	35			36				37	38	
				39						40	41			
42	43		44		45				46		47			
48				49				50						
51											52			
	53									54				



Lösungswort — Ganz schön nervende Begegnung

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 3 Er ist uns zeitlich voraus. 7 Einige sind recht hart, spröde und kristallin. 12 Ganz schön flink, der von den Italienern ins All geschossene Satellit. 15 Das Grasbaumgewächs wächst im Osten Afrikas. 16 Ob schlank oder beleibt, Hauptsache, er duftet. 17 So ist das Geschäft für den Kauf bereit. 18 Sie passt natürlich in die Weihnachtszeit. 19 Womit ein Märchen auch beginnen könnte. 20 Richtig geschüttelt ergibt es eine Eins. 22 Wer nach dem Zeitpunkt fragt, erhält solch unbestimmte Antwort. 23 Der Rhythmus passt zum Richner. 25 Mit Baba ein sagenhafter Schatzsucher. 27 Von solcher Gestaltung mag der Designer nichts wissen. 30 Der deutsche Max mit seinem Kulturbunker ist bei Franzosen in. 33 Gott, Himmelskörper, Lebenstrieb. 34 Die einen stehen davor, die andern dahinter, oder umgekehrt. 37 Tonsur, bruchstückhaft. 39 Gemeinde, grenzt an Airolo. 40 Der Film, und die im Film (Ninotschka). 42 Leichter, durcheinandergewirbelter Nebel. 45 Katastrophal zerstörtes Land. 47 So ist es bei mehr Verdunstung als Niederschlag. 48 Eric und die tänzerische Parade. 50 Von Tom (Cruise) liess sie sich scheiden. 51 Wer von Juwelen spricht, meint natürlich sie. 52 Ob Knecht oder Maurer kommt bei ihm aufs selbe raus. 53 Fast schon eine Perle unter den Laubbäumen. 54 Dieser Nick als Hurley in Parker.

Senkrecht — 1 Ihr gemäss gehören Kuckuck, Pfau und Kuh zu Heras Attributen. 2 Gott, Hügel, Heiligtum. 3 So, dass es längst kein Einzelfall ist. 4 Was Demeter für die Griechen, war sie für die Phönizier. 5 Ein Elch für Poeten. 6 Im diplomatischen Verkehr gibt sie was her. 8 Er besass ein wunderbares Leuchtmittel. 9 Was nach hinten und von dort erst den richtigen Weg nach vorne weist. 10 Hinter solchem Aufsatz in Deckung. 11 Überblickbar, wenn denn so. 13 Zum weglaufer, wenn er läuft. 14 Die spezielle Liebe hat insularen Namensgeber. 21 Der adlige Frauenheld hielt nichts von Zärtlichkeiten. 24 Sein Amt ausüben, wie gewünscht. 26 Es sei zweimal gesagt: Ein Chinese spielt Klavier. 27 Schuppen, doch nichts für den Dermatologen. 28 Ein Quantum Trost, mit Blick auf ihn im Hintergrund. 29 The Beatles und ihr Song mit Ausrufezeichen. 31 Vom Aussterben bedroht, der Stör-Fisch, der zuviel gestört wurde. 32 König von Ägypten, der I. wie der II. 35 Total globale Transportmittel. 36 Der hohe als Höhepunkt des Tänzertuffes. 38 Erleichtern die Arbeit, wenn man sie im Griff hat. 41 Ralf, und was in Paris aus ihm wurde. 43 Hinter dieser Larve versteckt sich kein Basler Fasnächtler. 44 Ein Schalk und mehr, 700 Jahre ist's her. 46 Ju....ne: die gewünschte Schneideart. 49 Elektrostatische Einheit: so ein Palindrom.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 421

E	R	R	A	T	A		A	B	G	A	S	A	R	M
S		I		O	K	U	M	E		G		N	O	I
P	L	T	E	N	T		M	I	N	I	A	T	U	R
E	X	T	R	A		S	O	Z	I	O	L	O	G	E
	P		B	R	Y	A	N		E		K	I	E	I
S	E	L	I	M		L		O	D	E	O	N		L
P	R	A	U		K	A	M	E	E		V	E	R	A
A	T	E	M	N	O	T		T	R	E	L		E	
T	I	N		K	R	E	U	Z	L	I	N	G	E	N
E	N	D	L	O	S		F	I	A	T		E	D	E
N		E		L	A	G	I		G	E	G	N	E	R
	I	R	R	E	R		R	E	E	L		F	R	Z

Waagrecht — 1 ERRATA (Druckfehler, Pl.) 5 ABGASARM 11 OKUME 12 NOI (it. f. wir) 13 PETENT 16 MINIATUR 19 EXTRA 20 SOZIOLOGE 21 BRYAN (Ferry, engl. f. Fähre; Popmusiker) 22 KIEL 23 SELIM (arab. Vor- u. Familienname; wörtl.: gesund) 25 ODEON (Bau für Filmvorführungen) 26 PRAU (Schiffstyp) 27 KAMEE 28 VERA 30 ATEMNOT 32 TREE (engl. f. Baum) 34 TIN 35 KREUZLINGEN 39 ENDLOS 40 FIAT 41 EDE (-n) 42 LAGE 43 GEGNER 44 IRRER 45 REEL (-l) 46 FRZ

Senkrecht — 1 ESPE (wichtige Futterpflanze f. Schmetterlinge) 2 RITT 3 TONARM 4 AKT 5 AMMON 6 BEIZ 7 AGIO (it. f. Musse) 8 ANTOINE (DJ, oben angeführt: Titel) 9 ROUGE 10 MIRELLA (dt. f. Mireille) 14 EXPERTIN 15 ERBIUM (Er ist chem. Zeichen f. Erbium) 17 NIEDERLAGE 18 ALKOVEN 20 SALATE 23 SPATEN 24 LAEND (L) ER 25 OETZI 27 KORSAR 29 REEDER 31 NKOLE 33 EITEL 36 UFER 37 GENF 38 NERZ

Lösungswort — STERNSTUNDE

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



Bis
Fr. 155.–
Rabatt pro
Person!

Excellence Gourmetflussfestival ab Fr. 275.–

Schweizer Spitzenköche an Bord von Excellence




Robert Speth

1 Michelin-Stern
18 Punkte Gault Millau
Koch des Jahres 2005
Chesery, Gstaad

Route 2 29.10 – 30.10.2015

Buchungscode: eqstr10_ku



Martin Dalsass

1 Michelin-Stern,
18 Punkte Gault Millau,
Koch des Jahres 2001
Talvo by Dalsass, St. Moritz-Champfèr

Route 1 30.10 – 31.10.2015
Route 2 31.10 – 01.11.2015

Buchungscode: eqbas10_ku/eqstr11_ku



Hans-Peter Hussong

2 Michelin-Sterne
18 Punkte Gault Millau,
Koch des Jahres 2000
Wirtschaft zum Wiesengrund,
Uetikon am See

Route 1 08.11 – 09.11.2015

Buchungscode: eqbas14_ku



Armin Amrein

1 Michelin-Stern
17 Punkte Gault Millau
Ehemals Amrein's Seehofstübli, Davos

Route 1 09.11 – 10.11.2015
Route 2 10.11 – 11.11.2015

Buchungscode: epbas12_ku/epstr13_ku



Othmar Schlegel

1 Michelin-Stern
18 Punkte Gault Millau
Aufsteiger des Jahres 2014
Restaurant Locanda
Barbarossa, Castello del Sole, Ascona

Rt 1 12.11. – 13.11.15 | Rt 2 13.11. – 14.11.15

Buchungscode: eqbas16_ku/eqstr17_ku



Christian Kuchler

1 Michelin-Stern
17 Punkte Gault Millau
Ehemals Gasthof Hirschen, Eglisau
Neu ab August, Taverne zum Schäfli,
Wigoltingen

Route 1 16.11. – 17.11.2015

Buchungscode: eqbas19_ku



Dennis Puchert

1 Michelin-Stern
16 Punkte Gault Millau
Rigiblick, Restaurant Spice, Zürich

Route 1 22.11. – 23.11.2015

Buchungscode: eqbas22_ku



André Jaeger

1 Michelin-Stern
19 Punkte Gault Millau,
Koch des Jahres 1988 & 1995 bei Gault
Millau und 2010 im Bertelsmann Guide
Ehemals Die Fischerzunft, Schaffhausen

Rt 2 21.11. – 22.11.15 | Rt 1 22.11. – 23.11.15

Buchungscode: epstr14_ku/epbas14_ku

Ihr Reiseprogramm Route 1

Tag 1. Sie reisen im Komfortreisebus ab Ihrem gewählten Einsteigeort nach Basel. Nostalgie-Tram-fahrt in Basel. Anschliessend heisst Sie die Crew an Bord von Excellence willkommen. Sie beziehen Ihre Schiffskabine und um 15.30 Uhr heisst es «Leinen los». Bei Kaffee, Kuchen und einem Willkommensdrink geniessen Sie den Blick auf die Flusslandschaft. Es folgt der Höhepunkt Ihrer Reise mit dem grossen Gala-Menü im Excellence-Restaurant. Sie erfahren Interessantes zur Philosophie der Küche, den Zutaten und der Idee hinter den einzelnen Gängen. Sie können sich für eine harmonisch abgestimmte Weinbegleitung entscheiden oder Weine aus der eigens für den Abend zusammengestellten Weinkarte wählen. Der Sommelier des Abends wird Sie gerne beraten. Lassen Sie den Abend an der Bar oder bei entspannter Pianomusik in der Lounge ausklingen.

Tag 2 Strassburg. Ankunft mit dem Schiff. Frühstücksbuffet à la Excellence. In Strassburg haben Sie Zeit durch die romantischen Gassen zu schlendern und erleben eine romantische Bootsfahrt auf dem Flüsschen Ill. Rückreise mit Komfortreisebus in die Schweiz.

Ihr Reiseprogramm Route 2 – Reise in umgekehrter Richtung: Strassburg – Basel.

Preise & Leistungen

An- & Rückreise mit Komfortreisebus zum Schiff • 2 Tage Excellence-Flussreise in der gewählten Kabine • Excellence Gourmetfestival: Gourmet-Abend mit mehrgängigem Menü eines Spitzenkochs

Nicht eingeschlossen

Buchungsgebühr (Fr. 20.–, entfällt bei Internet-Buchung), Getränke, persönliche Auslagen, Trinkgelder, Annullierungskosten-Versicherung

Arrangementpreis pro Person

Kabinentyp	Katalogpreis	Sofortpreis
2-Bett-Kabine Hauptdeck, 13 m ²	430.–	275.–
2-Bett-Kabine Mitteldeck, frz. Balkon, 16 m ²	490.–	335.–
2-Bett-Kabine Oberdeck, frz. Balkon, 16 m ²	530.–	375.–
Mini-Suite Mitteldeck, frz. Balkon, 17 m ²	550.–	395.–
Mini-Suite Oberdeck, frz. Balkon, 17 m ²	610.–	455.–

Zuschläge Abreise 30.10., 31.10., 13.11., 21.11.

45.–

Sofortbuchungspreise sind beschränkt verfügbar – sofort buchen lohnt sich!

Abfahrtsorte

Wil ☑ 09:15/08:00 | Winterthur-Wiesendangen SBB 09:45/08:30 | Zürich-Flughafen ☑ 10:15/09:00 | Baden-Rütihof ☑ 11:00/10:00 | Burgdorf ☑ 10:45/08:45 | Bern 10:15/08:00 | Basel SBB 12:00/10:00 (Lausanne und Fribourg, Abreise 29.10. auf Anfrage)

Information & Buchung

Reisebüro Mittelthurgau Fluss und Kreuzfahrten AG,
Oberfeldstrasse 19, CH-8570 Weinfelden,
Tel. 071 626 85 85, info@mittelthurgau.ch.
Online-Buchung auf
www.mittelthurgau.ch

**reisebüro
mittelthurgau**
Die Schiffsreisenmacher

